Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

.. 14 Leipzig, den 8. April 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Das Leiden des Gerechten — Christentum oder Christus? — Bildung, Religion, Kirche. Brief an einen ralen — Thomas Carlyle. Ein Prophet des neunzehnten Jahrhunderts: 7. Carlyles Sozialpolitik (Schluß) — Der schlafende Riese. Shanghai — Aus dem Leben einer Verborgenen: Einleitung; 2. Kindheit und Jugendeindrücke — Verschiedenes: Soziale Bilder dem Kriegsjahr 1870/71; Das Dorf Kleinbottwar; Die illustrirte Ausgabe der Fröschweiler Chronik; Eine Berichtigung; Was ist ein Gentleman? Zur Beachtung — Anzeigen

Das Leiden des Gerechten

Die Christenheit tritt in die große Leidenswoche ihres landes ein. In dem Leiden des Gerechten geht ihr die be des ewigen Gottes auf, der nicht den Tod, sondern das ben des Menschen will. Hier findet sie die Aufhebung ihrer huld und die Vergebung ihrer Sünde; wo aber Vergebung Sünde ist, da ist Leben und Seligkeit. Der Erlöser, der ch Leiden vollendet wird, ist ihr die Bürgschaft der er- mungsreichen göttlichen Liebe, die die menschliche Seele für Seligkeit eines ewigen Lebens sucht; ja nicht nur die Bürg- aft, sondern die göttliche Liebe selbst, die in die Menschheit geht, um durch ihre Kraft menschliche Sünde zu überwinden d Gerechtigkeit den Menschenkindern zuteil werden zu lassen. liegt der höchste Segen für die Ungerechten in dem Leiden s Gerechten, die sündige Welt kann nur auf diesem Wege r Vollkommenheit des Reiches Gottes geführt werden.

Dieses gottselige Geheimnis hat die vorchristliche Welt ht gekannt; kein Mensch kann es verstehen, es sei denn, daß ihm in der Glaubensgemeinschaft mit Christus verständlich rd. Der jüdische und der griechische Geist haben versucht, ne Antwort auf die Frage zu geben, warum der Gerechte f Erden leiden müsse; aber war es eine Antwort?

Es lebte ein Mann im Lande Uz — so erzählt das Buch iob —, gottesfürchtig und gerecht und dabei gesegnet mit len Gütern der Erde, die das Leben lebenswert machen. lötzlich aber kommt das Unglück über ihn, es raubt ihm alle üter, es vernichtet das Glück seines Hauses und bringt ihn lbst in einer qualvollen Krankheit, die ihn zum Abscheu der lenschen macht, bis an den Rand des Grabes. Das erste Wort, s ihm der übergroße Schmerz gestattet, ist ein Fluch auf den ag seiner Geburt, und das zweite ein Fluch auf diese Welt- dnung, die als blinde Willkür mit Gerechten und Ungerechten eicherweise verfährt, an der Qual ihrer Geschöpfe, so scheint , sich erfreuend. Die Freunde, die zuerst sprachlos dastehen, den darein und suchen Trost zu spenden; aber leidig ist ihr rost. Sie suchen diese Weltordnung zu rechtfertigen, aber re Gründe sind verbraucht. Da tost es am Himmel, die Erde bebt, Gott selbst erscheint im Sturm und Wetter. Dem Wurm r Erde zeigt er seine Allmacht und Weisheit. Hiob aber gt den Finger auf die Lippen und schweigt demütig vor dem wigen. Darauf erhält er das Verlorne doppelt und dreifach rück. — Nicht eine Lösung des Welträtsels ist hier gegeben, ndern vielmehr der Verzicht auf diese Lösung. Dazu steht r Ersatz der verlornen Güter zu sehr mit der Wirklichkeit der inge im Widerspruch, als daß das Gemüt sich mit dieser Aus- cht trösten könnte.

Und was sagt die griechische Weltweisheit? Prometheus t aus Erbarmen mit dem unwissenden Geschlecht der Menschen nen Lichtfunken aus dem Göttersaal entwendet und diese immelsgabe den Menschen gebracht. Aber die Götter zürnen nd lassen den Frevler zu nimmer endender Qual an den Felsen schmieden, wo er regungslos den Strahlen der Sonne und der Wut des Sturmes ausgesetzt ist, und Geier müssen ihm an der Leber nagen, die immer wieder wächst. Dennoch wird der Unschuldige nicht gebeugt, er trotzt in unbändigem Freiheitsdurst der neidischen Göttermacht; und seine Wehklage über das unverdiente Los geht in jene Weissagung über, die vom Fels der Qual durch die Nacht der Zeiten dringt, daß einst diese Götterwelt zusammenstürzen und ein neuer Himmel voll Licht und Liebe kommen werde.

Die Weltweisheit vor Christus hat wohl das Bewußtsein in sich getragen, daß diese Götterwelt unfähig sei, das eigentliche Rätsel der Menschheitsgeschichte zu lösen. Sie erkannte, daß die Liebe fehlte, die allein den sterblichen Menschen aus Irrtum und Sünde herausführen kann. Aber wie und in welcher Weise das geschehen müsse, blieb ihr trotzdem verborgen.

Das Geheimnis von dem Leiden des Gerechten ist in Christus offenbar geworden. Diese Welt ist auf das unschuldige Leiden des Vollkommnen angelegt, diese Welt bedarf nichts so sehr als des unschuldigen Leidens um der Gerechtigkeit willen. Wäre es nicht beständig in ihr wirksam, so wäre sie um ihrer Sünde willen dem Untergang geweiht, ihr Verderben hätte sie vielleicht längst verschlungen. Aber indem der edlere Mensch in Geduld beständig das Elend trägt, das Unvernunft und Verkehrtheit Andrer hervorrufen, verhindert er, daß deren letzte Folgerungen sich geltend machen. Durch sein unverschuldetes Leiden werden Unvernunft und Verkehrtheit gleichsam bedeckt und unkenntlich gemacht; das Samenkorn des Guten reift trotz aller ihm entgegenstehenden Hemmungen und Hinderungen, und seine Frucht kommt auch denen zu gute, die sie nicht verdient haben. Alles, was in dieser Welt geschieht, wächst aus gemeinsamem Grunde hervor, alles hat daher auch eine Gesamtbeziehung. An den Uebeln, die durch Sünde und Fehler verursacht werden, müssen Alle tragen, nicht nur die sie verschuldet, auch diejenigen, die sie nicht verschuldet haben. Das Gute, das Weisheit und Kraft geschaffen, wird eine Quelle des Segens nicht nur für die, von denen es ausging, auch für die, die nichts dazu gethan haben. In dem Sinne wohnt allem menschlichen Thun eine gewisse stellvertretende Kraft inne. Am meisten dem Leiden des Gerechten; denn es ist beides: die Teilnahme an dem Elend, das die Sünde der Ungerechten hervorgerufen hat, und die Ueberwindung desselben auch an denen, die es verursacht haben. Der leidende Gerechte trägt die Schuld der Ungerechten, und seine Gerechtigkeit wird diesen zum Segen. Giebt es ein größeres Leid als dasjenige, das Eltern durch ungeratne Kinder entsteht? Aber wenn irgend etwas, so vermag ihr Leiden in heiliger mitfühlender Liebe die Sünde dieser zu brechen und sie selbst auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen.

Versenken wir uns in das Leiden des einzigen, des vollkommnen Gerechten, unsers Heilandes! Sein Leiden ist Segen Gottes für die gesamte sündige Menschheit. Die in ihm wohnende

Liebe ist die göttliche Liebe, die menschlich einkehrt in unser irdisches Leben. An seiner Liebe wird es uns offenbar, daß ein himmlisches Herz für uns Menschen schlägt, daß dieses Herz nicht etwa unsrer Not und unserm Elend gleichgiltig gegenübersteht, daß es vielmehr dadurch aufs tiefste und innerlichste bewegt wird. Unser Gott ist nicht ein Gott in weiten Fernen, noch weniger ein Gott in abgeschlossener Selbstgenüge, den das Leid des Menschenkindes nicht berührt. Wohl wohnt er in einem Lichte, wohin der irdische Mensch mit seiner Unvollkommenheit nicht vordringen kann; gleichwohl fühlt seine unendliche Erbarmung des Menschen Jammer und Elend. Ja, in diesem Jesus steigt die teilnehmende göttliche Liebe vom Himmelsthrone und geht in unser menschheitliches Leben ein. Der selige Gott würde auch seine Seligkeit nicht genießen, wenn er nicht die Gewißheit der Errettung der Menschenkinder durch eigne That in sich trüge. Indem die himmlische Liebe in unser Dasein menschlich eingeht, läßt sie alle Leiden dieser Welt, auch die, die Folge und Strafe dieser Sünde sind, über sich ergehen. Es ist Wahrheit, wenn wir sagen: dieser Jesus trug die Sünde der ganzen Welt. Er mußte sie tragen vermöge seiner vollkommnen Gerechtigkeit, ganz anders als vielleicht ein edler Mensch durch die Sünde der ihm Nächststehenden in Mitleidenschaft gezogen wird. Es haben wohl oberflächliche Menschen gesagt: es sei unbegreiflich, daß die göttliche Gerechtigkeit die Leiden des vollkommnen Gerechten zugelassen habe. Gerade das Gegenteil muß behauptet werden. Es ist die höchste That der göttlichen Erbarmung, daß dieser Jesus fähig war, die Sünde der ganzen Welt zu tragen. Nur der vermag dieses, der in sittlicher Vollkommenheit keinen Teil an der sündigen Welt hat, und daß er dies thut, ist die höchste That der Liebe, die sich der Brüder annimmt, um sie selig zu machen. Ob das Leiden dieses vollkommnen Gerechten stellvertretend für die Menschen gewesen sei? Ja gewiß; nämlich in dem Sinne, daß diese Liebe, die von Gott ausging, die Sünde und das Elend der ganzen Menschheit trug und ihr Unheil an sich erfuhr, um es zu überwinden und den Sünder an ihr Herz zu ziehen, wo er gesund werden soll. „Gott war in Christus, die Welt mit sich selbst versöhnend.“ 2. Kor. 5, 19. Wenn es wahr ist, daß es eine geistige Verbindung der Seelen giebt, durch die sie ihr Eigenstes einander austauschen, so ist es auch wahr, daß wir, wenn der Glaube uns mit Christus verbindet, durch ihn mit jener versöhnenden Gottesliebe verbunden werden, die gegen das von der Sünde hervorgerufne Menschenelend die Herrlichkeit und Kraft des göttlichen Lebens uns austauscht. Wir erfahren, welch ein seliger Verkehr zwischen der Menschenseele und dem ewigen Vaterherzen Gottes stattfindet. Wir sehen an diesem Christus, wie er alle Schmerzen und Leiden der Menschenseele auf sich nimmt, und wie er ihr dafür die versöhnende Liebe des gnadenreichen Gottes zurückgiebt. Ein seliger Tausch! wie es das alte Lied sagt:

> Er wird ein Knecht, und ich ein Herr,
> Das mag ein Wechsel sein!

oder Paul Gerhardt:

> Was Du, o Herr, erduldet,
> Ist alles meine Last

und

> Es dient zu meinen Freuden
> Und kommt mir herzlich wohl,
> Wenn ich in Deinem Leiden,
> Mein Heil, mich finden soll.

Es ist ein großes und seliges Geheimnis, das uns nur durch die Erfahrung des Glaubens verständlich wird. Sollte es uns auch nicht gelingen, dasselbe begrifflich über alle Zweifel zu erheben und mit Worten verständlich darzustellen, so ist es hier wie in der Kunst, wo ja auch der ein Gemälde verdirbt, der es mit Fingern berühren will, statt in seinen geistigen Gehalt sich andachtsvoll zu versenken. Herr, senke das Geheimnis Deiner Leiden in unsre Herzen ein, daß wir die Seligkeit erfahren, die daraus für uns hervorgeht!

Teichmann

Christentum oder Christus?

Nichts, sollte man meinen, kann inniger zusammengehör[en] als Christentum und Christus. Gleichwohl sind die beiden nic[ht] immer beisammen. In der Wissenschaft begegnen einem The[o]rien, wonach die Hauptsache am Christentum eine Idee ist, ei[ne] Welt- oder Lebensauffassung; diese hat die Geistesbewegun[g] entfacht und getragen, die wir in der christlichen Religion v[or] Augen haben. Daß die Person Christi existirt hat, wird nic[ht] geleugnet, in der Geschichte dieser Entwicklung bleibt ihr ei[ne] Stelle gewahrt, aber ihre Bedeutung ist eine mehr oder mind[er] zufällige; man kann sich Jesum heute auch hinwegdenken – und das Christentum, wie es in Phantasie, Sitte und Gotte[s]dienst der Menschen sich ausgeprägt hat, bleibt. Und in d[er] Praxis? Giebt es nicht Unzählige, denen wir den christlich[en] Charakter nicht absprechen, die doch kein lebendiges Verhältn[is] zur Person Jesu haben? Ich denke da gar nicht an die Theo[]logen, die selbstverständlich alle an der geschichtlichen Erscheinun[g] Jesu ein mindestens wissenschaftliches Interesse haben; ich den[ke] an unsre guten und vielleicht sogar kirchlichen Laien, die nic[ht] im Bann einer strengen Katechismus-Disziplin stehen. Wie vie[le] werden uns im vertrauten Gespräch frei bekennen, daß sie zwa[r] das Christentum hochhalten, christlich leben und sterben möchte[n,] an den Christen-Gott glauben, aber die andauernde Vermittlun[g] dieser Willensrichtung und Güter durch Christus weder a[ls] wirklich noch als nötig empfinden!

Dergleichen Begegnungen in der Praxis beweisen nu[n] nicht viel. Religiöse Mächte treten einem im Leben ebenso w[ie] andre geistige Erscheinungen oft nur in einer gewissen Ve[r]kürzung, Verkümmerung oder gar Verkrüppelung entgegen. Un[d] es ist wunderbar, wie viel echtes Empfinden und Wollen tro[tz] solchem Mangel noch möglich ist. Wie mancher Mensch le[bt] und schafft noch mit einer halben Lunge! — Aber wenn nu[n] das wissenschaftliche System kommt und ein Christentum oh[ne] Christus als das Normale oder Erstrebenswerte behauptet, un[d] von der Person zum Prinzip erlösen will, damit wir frei werde[n] und das Christentum nun erst seine ganze Anziehungs- un[d] Leistungskraft entfalte, dann wird es Zeit, daß wir uns d[ie] Frage vorlegen: Christentum oder Christus?

Denn hätte diese neuere Theorie, die das christliche Prinzi[p] oder die christliche Idee an Stelle der Persönlichkeit Chri[sti] und ihrer lebendigen Wirkungen setzt, Recht, so müßte das uns[re] Verkündigung, unsre Erziehung, unsre Schätzung und Handlun[g] der Personen, die auch mit uns Christen sein wollen, vo[n] Grund aus umkehren. Die wir zuvor für schlechte Christe[n,] für Zweifelnde und Suchende hielten, müßten uns vielleicht a[ls] die Vollkommnen und Vorbildlichen erscheinen. Wo wir glaubte[n] tragen oder helfen zu müssen, da wäre ein mächtiger Vorsprun[g,] ja die wahre Stärke. Alle die Mittel, durch die wir bishe[r] Christentum zu wecken und zu fördern suchten, müßten w[ir] revidiren, weil das Bild von dem zu Erreichenden sich völli[g] verändert hätte.

Nun habe ich immer gemeint, unter all dem, was unser[m] heutigen Geschlecht geschenkt worden ist, sei der Sinn für de[n] Wert der Persönlichkeit mit das Beste. Wir wissen i[m] sittlichen Leben, daß es sich nicht um etliche Tugenden handel[t,] von denen diese und jene auch fehlen kann, sondern darun[,] daß wir eine sittliche Persönlichkeit werden. Und wir sehe[n] die geistigen Strömungen in der Menschheitsgeschichte nicht na[ch] der Weise natürlicher Kraftströme sich ergießen, sondern w[ir] kennen — abgesehen von einer verrannten materialistischen Ge[]schichtsbetrachtung — die ungeheure Bedeutung schöpferische[r,] ihrer Zeit jeweilen um Jahrhunderte vorauseilender und [] auch die kommenden Geschlechter auf Jahrhunderte bestimmende[r] Persönlichkeiten. Diese Erkenntnis müßte meines Erachtens de[r] Würdigung Jesu und seiner Bedeutung im und fürs Christentu[m] in den Augen der Gebildeten und Gelehrten ganz anders z[u] gute kommen, als thatsächlich noch der Fall ist.

Aber freilich kommt die gleiche Erkenntnis auch eine[m] Luther, Franziskus, Augustin, Johannes und Paulus zu statte[n.] Sie hebt neben dem Stifter des Christentums auch eine[n] Muhammed, einen Buddha, einen Jesaias und Jeremias empo[r]

inkt nicht derselbe Jesus von Nazareth, den eine geistbegabte eschichtswissenschaft soeben als einen der Propheten oder Heroen der Entwicklung der Religion erkannte, alsbald durch den pruch der nämlichen Wissenschaft zu einer relativen Größe rab? Herrscht nicht über die ganze, vom heutigen Historiker forschte Vergangenheit der wiederum alles ausgleichende Relaivismus, sodaß sie vor uns liegt wie ein Relief der Alpenelt, auf dem wir größere Höhen neben den minder großen ohl unterscheiden, aber es sind doch auch nur Höhen neben ndern und wie diese andern? Und Christus will stark genug in, den Bann dieses Relativismus, der da nichts ist als die istorische Gerechtigkeit, zu durchbrechen? Er beansprucht absolute Bedeutung, allein von allen großen Geistern der Vorzeit, wenigstens im Reiche der Religion?

Hier scheint mir nun im dogmatisch-apologetischen Interesse dem historischen Relativismus gegenüber vielfach eine falsche Stellung eingenommen zu werden. Rein historisch angesehen kann es keine absolute Größe geben, auch nicht im Gebiete der Religion. Wir dürfen von dem Historiker nicht verlangen, daß er sagt, das Christentum sei die einzige Religion, weil der Historiker an der Thatsache der übrigen Religionen nicht vorübergehen kann; und wir dürfen von ihm nicht verlangen, daß er Jesum von Nazareth als die schlechthin einzige Offenbarung Gottes schätzt, weil sichtlich andre Propheten unter Juden, Heiden und Christen auch den Anspruch und Charakter eines Gottesoffenbarers mit sich trugen. Aber unter den Religionen und Religionsstiftern frei zu vergleichen mögen wir als Christen der vergleichenden Religionsforschung doch getrost überlassen: dafür ist sie da. Und kommt sie nur zu dem Ergebnis, das Christentum sei die an Geist und Kraft reichere Religion, Christus der an Tiefe, Ernst, Klarheit und Schöpferkraft die andern überragende Prophet, so meine ich, leistet uns die historisch-kritische Wissenschaft alles, was man von ihr hoffen und verlangen kann.

Ueber die Frage: Christentum oder Christus? kann die Religionsgeschichte überhaupt nicht entscheiden. Sie kann sie nur beleuchten, indem sie unsern Blick durch den Nachweis paralleler Erscheinungen in andern Religionen schärft, uns z. B. mit der Bedeutung Buddhas für den Buddhismus bekannt macht. Im übrigen ist die Frage Christentum oder Christus? eine innerchristliche. Auch, sofern man sie zunächst historisch faßt. Welche Bedeutung kommt einem Paulus und Johannes neben Jesus zu? Inwieweit waren sie von Jesus abhängig, inwieweit schöpferisch? Ferner: welche Bedeutung kommt für die Lehre und das Wirken Jesu der religiösen Gedankenwelt zu, in der seine israelitischen Zeitgenossen lebten, oder auch nur ein Teil von ihnen? Welche Veränderungen hat dann das Christentum erlitten, als es auf den Boden der griechisch-heidnischen Kulturwelt übertrat? Inwieweit darf es, so verändert, noch als das Werk Jesu in der Menschheitsgeschichte angesehen werden? — Das alles sind Fragen, die unsre evangelische Geschichtsforschung heute lebhaft bewegen und die sehr verschieden beantwortet werden.

Aber eben diese historische Arbeit der evangelischen Theologie ist vielen eine Sorge, manchen ein Aergernis. Zerstört sie nicht dem Glauben seinen lebendigen Christus, indem sie den gewesenen Jesus der Geschichte neu zu entdecken sich müht? Wo bleibt vor allem Jesu Gottheit und Sündlosigkeit? Nun was die Gottheit anbetrifft, so hat eine dogmatische Gottheit für unser undogmatisches Geschlecht, eine spekulative für uns unspekulative Leute überhaupt keinen Wert. Man soll doch endlich begreifen, daß Formeln, wenn sie lebendig gewachsen sind, sehr viel, wenn sie unlebendig geworden sind, sehr wenig bedeuten. Wenn für mich Christus der eigentliche Weg zu Gott wirklich ist und bleibt, so ist das mir so viel wert, wie alle dogmatischen Aussagen über Christi Wesensverhältnis zum Vater nur je denen gewesen sind, die sie schufen und bekannten. Was aber die Sündlosigkeit anlangt, so soll, wie ich höre, auch diese in Frage stehn? Und also wird schließlich der Negation doch kein Ende sein, bis wir beim reinen Nichts glücklich angelangt sind? Als ob diese „Sündlosigkeit“ nicht

selbst eine Negation wäre, durch mehr als eine dogmatische Folter glücklich hindurchgequält. Wie verträgt sich mit der „Sündlosigkeit“ das Versuchtwerden, der Kampf, das Wachstum, die geschichtliche Bedingtheit — kurz, woran uns heute alles liegt, die menschliche Wirklichkeit? Daß wir kein Schema vor uns haben wollen, sondern eine lebendige Person? Und daß wir nicht eher ruhig werden, als bis wir ihren Atem spüren und ihr Herz schlagen fühlen? — Aber setzen wir für diesen öden Theologenausdruck „Sündlosigkeit“ den Begriff des treuen Gehorsams gegen seinen Vater, der nie verlornen Gemeinschaft mit seinem Vater: und was religiös so viel befriedigender ist, das wird uns keine historische Forschung rauben. Ueberhaupt aber ist alles von einer ehrlichen Geschichtswissenschaft Erkundete, es sei was es wolle, unter allen Umständen nur Material für den Glauben. Und ein lebendiger Glaube wird, wenn die Möglichkeit gegeben ist, nicht innig genug mit dem historischen Christus vertraut gemacht werden können.

Soll also die Gemeinde, soll der einzelne schlichte Christ in atemloser Spannung den Schiedsspruch der theologischen Wissenschaft erwarten? Oder soll er nicht doch lieber entschlossen sein Interesse an der von der Forschung umwühlten Persönlichkeit Christi aufgeben und sich um so dankbarer am Besitz des Christentums genügen lassen? Was brauchen wir Christus, wenn wir seinen Geist haben? Was brauchen wir Christus, wenn wir seinen Gott haben?

Aber das ist es eben. Die Thatsache, daß etliche an Gott glauben, ohne zu Jesus ein lebendiges Verhältnis zu haben, beweist so wenig die Entbehrlichkeit Jesu für den christlichen Gottesglauben, wie z. B. die Thatsache, daß es in ungezählten Individuen Moral ohne Religion giebt, die Entbehrlichkeit der Religion für die Moral beweist. Es ist doch nicht wissenschaftlich, auf Grund unvollständiger Beobachtung zu argumentiren. Als maßgebende thatsächliche Lebenserscheinung auf dem Boden des Christentums möchte ich es bezeichnen, daß das eigentlich Glauben, Geist und Leben Schaffende im Christentum immer der Zusammenhang mit der Persönlichkeit Christi gewesen ist. Nicht die Paulus, Johannes, Augustin und Luther sind es gewesen, die als die eigentlichen Kraft- und Samenträger sich im Laufe der Geschichte ausgewiesen haben. Wie sie selbst bei allen Unterschieden ihrer Gedankenwelt von Jesus doch diesen predigten, so ist in allen bewegenden Momenten der Christentumsgeschichte Er als der eigentliche Erreger deutlich hervorgetreten. Und nicht eine Lehre, auch nicht seine Lehre, nicht ein Dogma, auch nicht das Dogma von ihm hat Leben gezeugt, sondern daß man sich irgendwie, vielleicht recht unvollständig, seiner erinnerte, an ihm sich Maß und Richtung nahm, zu ihm vertrauend aufschaute, das hat den treibenden Anstoß zum Fortschritt gegeben.

Nun ist ja die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß das heute anders liegt. Vielleicht wäre es unsrer Zeit beschieden, daß sie das Prinzip, den Geist des Christentums von der Fessel der Gebundenheit an die Persönlichkeit Christi löste. In der That ist eine Loslösung von dem Dogma über Christus, wenn ich recht sehe, auf der ganzen Linie evangelischer Frömmigkeit Thatsache geworden. Man braucht nur die Predigten auch orthodoxer evangelischer Zeugen zu vergleichen. Aber gleichzeitig ist die Abhängigkeit von der Person Jesu, nicht ohne Einfluß der modernen historischen Wissenschaft, unsers Ermessens eine viel innigere geworden. Die ganze Fortpflanzung des Christentums steht heute vielleicht mehr als in frühern Jahrhunderten auf dem wachsenden Verständnis Jesu und auf seiner Verkündigung in neuen Zungen. Viele Laienglieder unsrer Gemeinde empfinden das als etwas Fremdes. Die Unterwerfung unter das Dogma von Christus war für manchen Orthodoxen bequemer als die innre Aneignung seiner geschichtlichen Person. Die Einbildung einer natürlichen Gotteserkenntnis scheint Andern, rationalistisch Gestimmten das weitaus Einfachere und Angenehmere. Aber in einer Zeit tiefern Eindringens in das Geheimnis der Persönlichkeit überhaupt wird auch die Persönlichkeit Christi neu erkannt werden. Jede Zeit soll ihn auf ihre Weise schauen, und so wird auch unsre Zeit ihn nun schauen. Nicht so, daß

er ihr geringer erscheint als frühern Geschlechtern, sondern größer wird sie ihn schauen.*)

Wenn uns heute alles liegt und liegen muß an einer lebendigern Fassung der Persönlichkeit Jesu, so denken wir nicht daran, uns an ihm nur ein Vorbild sichern oder gewinnen zu wollen. Das mag er uns auch sein, so gewiß wir bestimmt sind, Ebenbild der Gottheit zu sein, gleichwie er es war. Aber den Dienst, den er uns zuvor leisten muß, ehe er uns durch sein Beispiel erzieht, ist und bleibt inmitten einer Menschenwelt, die es verloren oder nie gehabt hat, das wahre Bild der Gottheit zu zeigen. Erkenntnis Gottes giebt uns keine Idee, kein Prinzip, keine Religion, sondern allein eine Persönlichkeit, die durch alles wirkt, durch Wort und That, Liebe und Leiden. Früher scheute man sich, von dem persönlichen Gott zu reden. Indem uns seitdem das Wesen der Persönlichkeit ganz anders aufgegangen ist, würden wir Gott nicht haben, wenn wir ihn nicht hätten als vollkommne Persönlichkeit. Früher fürchtete man, Gottes Erhabenheit zu beschneiden, indem man ihm zumutete, sich als persönlich abzugrenzen gegenüber der Welt, und was dergleichen pantheistische oder pantheisirende Bedenken mehr waren. Wenn wir heute von dem persönlichen Gott reden, wollen wir damit über seinen physischen oder metaphysischen Bestand nichts aussagen. Es liegt uns alles daran, daß wir persönliche Art und Gesinnung, persönlichen Willen und Charakter uns gegenüber haben. Dies ist für uns viel wichtiger, als daß Gott z. B. allmächtig oder allwissend ist. Seine Allmacht hat ohne Zweifel ihre Grenze an jeder Freiheit, Verantwortung und Selbstbestimmung, die er seinen Geschöpfen mit ins Leben gegeben hat, seine Allwissenheit desgleichen. Ich will lieber diese kalten, herzlosen Eigenschaften preisgeben — was ich ja im Ernst nicht thue — als die Erkenntnis, daß Gott persönlicher Wille und zwar heilige Liebe ist. Diese Gewißheit aber habe ich nicht durch eine Idee, die irgendwoher bis zu mir gekommen ist, sondern die erblüht mir nur an Einer Stelle in der ganzen Weltgeschichte mit Sünde, Not und Tod überwindender Kraft, nämlich in der Erscheinung Jesu Christi. Mag die Versuchung, das Christentum von Christus abzulösen, immer wieder an etliche herantreten: ein solcher Versuch beweist nur den Reichtum und die Größe der christlichen Idee. Aber das eigentlich Schöpferische, Erzieherische, immer wieder die Christenheit Erneuernde und Erlösende bleibt die Person Christi. Diese Thatsache stimmt aufs beste mit der Idee des Christentums zusammen, wonach der persönliche Gott in Persönlichkeit gewordnen Menschen wohnen und durch sie sein Werk treiben will. R

Bildung, Religion, Kirche

Brief an einen Liberalen

Verehrter Freund! Sie bieten mir durch Ihren letzten Brief willkommne Gelegenheit, auf einen Gegenstand einzugehen, über den klare Anschauungen zu gewinnen schon seit Jahren ein ersehntes Ziel für mich bildet.

Die eifrige Betreibung des Kirchenbaues in Berlin läßt Sie vor übertriebnen Hoffnungen warnen, die man für eine Steigerung der Religiosität daran knüpft. Ihre Ausführungen gipfeln in dem Ausrufe: „Als ob Religion und Kirche dasselbe wären!" Ich gebe Ihnen zu, daß dies nicht der Fall ist. Aber gleichzeitig bestreite ich die Folgerung, die Sie daraus zu ziehen scheinen. Wenn man ein Mittel anwendet, das seinen Zweck nur unvollkommen erfüllt, werden Sie darum das Mittel ganz verwerfen, solange Sie kein besseres haben? Wenn die, denen dies Mittel gilt, nicht durchweg in rechtem Geiste es sich nutzbar machen, werden Sie darum es ihnen allen entziehen? Ich glaube sehr wohl zu verstehen, was Ihnen und vielen

*) Wenn ich vom geschichtlichen Christus redete, so ist dabei nie ein Gegensatz zum verklärten eingeschlossen. Aber es giebt eine Art vom verklärten Christus zu reden, die den historischen verliert und die direkt zu dem Christentum ohne Christus hinleitet, wogegen unser Artikel gerichtet ist.

Andern, die mit Ihnen die Lauterkeit der Gesinnung teil[t], vorschwebt, wenn Ihnen ein unbedingtes Eintreten für kirchli[che] Bethätigung nicht als schlechthin selbstverständlich erscheint: [es] ist hauptsächlich und mehr oder weniger bewußt die Empfindu[ng], daß das Können hinter dem Wollen nur allzusehr zurückble[ibt]. Und wenn die Bethätigung dieser Empfindung sich in maßvol[ler] Grenze hält, so hat sie ihr Gutes, weil sie eine wertvolle u[nd] vielleicht unentbehrliche Mahnung an die Geistlichen einschlie[ßt]. Aber darüber darf doch nicht vergessen werden, daß das Dicht[er]wort uns zuruft: „Wolle können!"

Man ist bisher die Antwort noch schuldig gebliebe[n], wie das Können auf dem religiösen Gebiete möglich sei oh[ne] den festen Zusammenschluß, den eben die Kirche, sei es [als] Sammelpunkt der einzelnen Gemeinde, sei es als die Gesam[t]heit umfassende Institution, bietet. Anstatt einmal den pr[ak]tischen Versuch zur Führung des Gegenbeweises zu machen, h[at] man sich einfach mit der Negation gegenüber der Kirche [be]gnügt. So stehn wir vor dem Ergebnis, daß, wenn v[on] Seiten der Kirche, nach Meinung des Liberalismus, wenig g[e]boten wird, dieser selbst gar nichts leistet. Sie und die Ihre[n], verehrter Freund, haben bisher nicht die rechte Mitte zu finde[n] gewußt, die darin liegt, daß Sie das Gute, Belebende, Ne[ue] Ihrer Anschauungen im vollen Umfange festhalten, gleichzeit[ig] aber das Gute und zugleich schon Bewährte, das den Au[f]fassungen des Gegners eigen ist, sich selbst und Andern nic[ht] verkümmern lassen. Sie werden doch zugeben, daß den B[e]strebungen der evangelischen Geistlichkeit ein guter Kern inn[e]wohnt. Wie können Sie dann aber hoffen, diesen Kern vo[n] der ihn nach Ihrer Meinung beeinträchtigenden Umhüllung z[u] befreien, wenn Sie sich mit der ganzen Sache überhaupt nic[ht] mehr befassen? Welches immer die Motive des Einzelnen be[i] solchem Verhalten sein mögen, der Vorwurf großer Leichtfertig[keit] kann Allen ohne Ausnahme nicht erspart werden. Si[e] wenden dagegen ein, daß man es auf gegnerischer Seite a[n] Verständnis, an Entgegenkommen habe fehlen lassen. Das ma[g] richtig sein. Aber die weitgehenden Folgerungen, die Si[e] daraus für Ihre Haltung zur Kirche gezogen haben, beweisen, wie sehr persönliche Neigung und Abneigung im Spiele war bei einer Sache, der wir Alle nur selbstlos dienen sollten. S[o] ist es gekommen, daß die kirchlichen Kreise und ein großer Te[il] der Gebildeten wie feindliche Brüder einander entfremdet worde[n] sind. Und doch wird es nötig sein, daß sie eines Tages ver[]eint ihren Mann stehen. Das kann aber nicht gelingen be[i] getrenntem Marschiren — es müßte denn sein, daß beide Teil[e] mit gleicher Kraft und auf gleich gutem und sicherm Wege vor[]wärts gingen. Das ist aber nicht der Fall. Denn mag de[r] Weg der Kirche nicht der einzig richtige sein, so liegt er dieser doch um vieles näher als der, den ihre Gegner unter de[n] Gebildeten eingeschlagen haben.

Doch ich möchte Sie nicht verletzen und bitte deshalb, noc[h] weiter ausführen zu dürfen, wie die Entstehung der Entfrem[]dung sich mir darstellt.

Unzweifelhaft ist es nicht die Religion allein, die uns ein[e] hohe ethische Entwicklung gewährleistet. Wenn schon dies vo[n] manchem Geistlichen nicht gern direkt zugestanden wird, so ge[]schieht es doch thatsächlich indirekt. Zum Belege hierfür dien[t] nur der eine Hinweis: es besteht doch bei niemandem ein Zweife[l] darüber, daß seinerzeit die Wiedererweckung des klassischen Alter[]tums und die Erfindung der Buchdruckerkunst unsre gesamt[e] Kultur, also auch unsre Ethik außerordentlich gefördert ha[t]. Wir haben nun im neunzehnten Jahrhundert eine Erscheinung, die mit der damaligen eine gewisse Aehnlichkeit hat. Auc[h] unsre Zeit ist gekennzeichnet dadurch, daß der eine Faktor kul[]tureller Entwicklung, die Bildung, erheblich mehr wie bishe[r] und in weitern Kreisen zu Geltung und Wirksamkeit gelangte. Daraus sind unzweifelhaft der Religion große Vorteile erwachsen: reichere Bethätigung in den Sittengesetzen, wie klareres Erfasse[n] des Wesens der Religion wird man oft als eine Folge de[r] gesteigerten Bildung haben feststellen können. Und doch ha[t] sich auch hier gezeigt, daß alles Neue und an sich Gute de[n] Keim der Uebertreibung in sich trägt. Bildung, in ein christ[]liches Volk getragen, kann bei manchem eine Entwicklung zeitigen

bei der er schließlich eine Zeit lang auch einmal ohne Bekenntnis zum Christentum ganz leidlich bestehen kann oder doch bona fide glaubt bestehen zu können. Es sind dann so viele edle Neigungen herrschend, daß die anscheinend gegen die Religion sprechende Erscheinung sich bietet, daß hochgebildete, aber in religiöser Beziehung indifferente Menschen edler denken und handeln als strenggläubige ungebildete. Der Faktor Bildung tritt also zum Nachteil des Faktors Religion in den Vordergrund. Der Trugschluß, den man daraus in der Wertschätzung beider zieht, erklärt sich daraus, daß man nicht berücksichtigt, wie ohne die vorangegangne Einwirkung der Religion jene hohe Stufe niemals hätte erreicht werden können.

Für den Liberalismus ist es ja typisch, daß er nicht organisch zu entwickeln, nicht unter Festhaltung der bewährten und thatsächlichen Grundlagen weiterzubauen versteht. Das zeigt sich auch hier. Fröhliches Leben und Wirken in vielen guten Neigungen, in Arbeitsamkeit, Wissensdrang und Liebe zum Schönen — und über all dem Vergessen, daß man dennoch ein fehlender Mensch ist: das heißt, ein in langer Mühe durch die Vorfahren aufgespeichertes Kapital leichtfertig aufzehren. Der Grundstock dieses Kapitals ist die Religion; wird sie preisgegeben, so kommt es mit Sicherheit früher oder später zum Bankrott. Dafür bietet doch unsre Zeit wahrlich der Beweise genug, die schließlich die, die aus ehrlicher Erwägung zu ihrer negirenden Stellung gelangt sind, zur Einräumung ihres Irrtums führen müssen, sofern sie weiterhin ehrlich bleiben wollen. Auf Seiten der Kirche wird zwar mancher nicht zugeben, daß eine ehrliche Erwägung stattgefunden hat; ich glaube mich dennoch davon überzeugt zu haben. Freilich war die Handlungsweise dann immer noch eine sehr fahrlässige, und das ist eigentlich in einer so ernsten Sache schon schlimm genug. Weil man nun aber einmal in dieser Beziehung an den Liberalismus nicht zu strenge Anforderungen stellen kann, so darf man auch hierüber nicht zu scharf urteilen, in Anbetracht des vielen Guten, das er uns gebracht hat. Ich stehe also dem ehrlich erwägenden Liberalen nicht feindlich gegenüber. Ueber die unehrlichen, das heißt die, die ihr Verhältnis zur Kirche deshalb lockerten, weil das dort Gepredigte sie in ihren Neigungen doch allzusehr störte, das dort festgehaltene Sittengesetz ihnen doch gar zu unbequem war, brauche ich wohl kein Wort zu verlieren; sie sind leider sehr zahlreich, vielleicht in der Mehrheit.

Der Liberalismus hat auf vielen Gebieten dadurch so sehr gefehlt, daß er Dinge als erreicht ansah, die thatsächlich erst erreicht werden müssen; so hat er insbesondre die Menschen als besser supponirt, als sie einmal gemeinhin sind. Dieser Fehler tritt auch bei der Behandlung der religiösen Dinge zu Tage. Man kann vielleicht sagen, das höchste Ziel der Religion sei, die Religion entbehrlich zu machen. Es klingt das wohl paradox, und wenn unter Religion in erster Reihe die Beziehung des Menschen zu Gott verstanden wird, so ist es auch nicht richtig. Legen wir aber, allerdings einseitig, das Hauptgewicht auf die in der Religion enthaltne Mahnung zur Moral, so ergiebt sich, daß, sobald das Endziel dieser voll erreicht wäre, das Bedürfnis weitrer Mahnung fortfiele. Es ist ein unmöglicher Fall, und doch glaube ich, daß mancher davon geträumt hat, er sei durch die Bildung des neunzehnten Jahunderts möglich geworden; natürlich unterließ er dann auch nicht, die entsprechenden Folgerungen zu ziehen.

Ein gebildeter Beamter, ein braver und wohlangesehener Mann, sagte mir einmal, er ginge gern zu Kaisers Geburtstag in die Kirche, „da höre man doch auch einmal etwas andres als bloß von dem Evangelium." Wenn solche Aeußerungen möglich sind, kann man dann noch bestreiten, daß der Liberale in Bezug auf seine Stellung zur Kirche in den unklarsten Vorstellungen lebt? Kann es etwas Leichtfertigeres, Haltloseres geben als zu tadeln, daß man in der Kirche meist von dem Evangelium hört? Und doch ist dieser Kaisersgeburtstagschrist typisch für Tausende gebildeter und gesitteter Männer, tüchtiger Beamter, treuer Familienväter und braver Patrioten.

„Aber — entgegnen Sie — wenn sie das alles sind, nun gut, so lasse man sie doch hinsichtlich ihrer Stellung zur Kirche gewähren, was sollen wir denn noch an höheren Leistungen von ihnen fordern? Der Erfolg beweist ja, daß sie in der Bildung ihres Verstandes und Gemütes eine genügend strenge sittliche Direktive besitzen; wir können sie also ruhig ihren Neigungen folgen lassen."

Das scheint so, ist aber grundfalsch; denn wenn wir ruhig unsern Neigungen nachgehen, so folgen wir nicht nur den guten, sondern auch den schlechten; und wenn jene zu Anfang ein Uebergewicht dieser nicht aufkommen ließen, so ist reichlich dafür gesorgt, daß dem mit der Zeit anders wird. Auf den Stillstand, den die Meinung, nun genügend gut zu sein, hervorruft, muß der Rückschritt folgen. In der That läßt sich keine zwingendere Ursache allgemeiner Erschlaffung denken als dieser Wahn.

Ich habe mich wohl zu Zeiten, die ich unter Ihren Gesinnungsgenossen zubrachte, in ihn hineinzudenken versucht; aber ich versichere Sie, daß keine Mühsal und Entbehrung mir so die Freude am Dasein rauben könnte wie ein dauerndes Verharren in solchen Anschauungen. Denn wenn es auch eine Zeit lang ganz gut geht und man frisch weiter wirkt mit guten Mitteln zum guten Zweck, so kommt doch sicherlich einmal die Stunde, wo es heißt: nun müßte es, wenn du ehrlich und treu sein willst, gegen deine Neigung gehen. Dazu aber versagt dann die Kraft, weil sie nach dieser Richtung hin so lange nicht geübt worden ist; und mit der Vorwärtsbewegung ist es vorbei, wenn nicht eine andre Kraft zu Hilfe kommt. Welche? Das erfahren Sie nirgends besser als in der Kirche.

Ein andres mal kam ich in einem Konzert mit einem mir fremden, gebildeten Manne ins Gespräch. Er sagte mir, er liebe die geistliche Musik und besuche gern die Kirche. Schnell aber, und sichtlich besorgt, daß ich daraus einen falschen Schluß ziehen könne, fügte er hinzu: „ich bin sonst nichts weniger als fromm." Dieser Mann also, ich bin überzeugt, er war sonst ein ganz braver Mann, hätte es wenigstens nach vielfacher Beobachtung sein können, sucht gegenüber einem wildfremden Menschen mit wahrhafter Angst den Verdacht abzuwehren, als ob er etwa ein Anhänger der Kirche sei. Wo bleibt da der Mannesmut? Und mit welch einer Naivität werden da die elementarsten Thatsachen ignorirt! Der Mann hatte doch gewiß Geschichtsunterricht gehabt und mußte aus diesem wissen, daß viele unsrer hervorragendsten Männer bis in die neueste Zeit sich offen zum Christentum bekannt haben; daraus mußte er dann entnehmen, daß, wenn man ihm wirklich das Unrecht anthun sollte, ihn für einen Christen zu halten, er sich gerade nicht zu schämen brauchte.

Und ferner: eine Hauptwaffe aus der Rüstkammer des Liberalismus ist der Hinweis darauf, daß man in religiösen Dingen nie zur vollen Einigung gelangen könne und deshalb einem jeden seine Freiheit wahren müsse. Darnach hätte jener sich doch sagen müssen, daß seine vermeintliche positive Richtung auch ihre Berechtigung habe; wenn ihm also die Freiheit der Ueberzeugung wirklich heilig war, so mußte sie ihm auch durch denjenigen bedroht erscheinen, der ihn irrig für einen Christen hielt und deshalb geringschätzig ansah, wie er von mir fürchtete. Er mußte dann diese Freiheit gegen mich verteidigen. Statt dessen beeilte er sich, den vermeintlichen Argwohn zu zerstreuen, als habe ihn seine Ueberzeugungsfreiheit nicht zu dem Ziel gelangen lassen, das nun einmal gerade modern ist. Sie sehen, zu welcher Schlaffheit man gelangen kann, wenn man, auf seine Verstandes- und Gemütsbildung vertrauend, sich in Denken, Wollen und Thun einfach seinen Neigungen überläßt; man steckt sich dann das Ziel, das am bequemsten zu erreichen ist; und bequem ist es ja, der Strömung des Tages zu folgen.

Aber so oft Sie auch dieses Ergebnisses überführt werden können, schließlich ist doch immer wieder Ihr Ceterum censeo: man kann ein sehr braver Mann sein, ohne sich zur Kirche zu halten. „Man kann," ja, was kann man nicht alles im Einzelfalle, ohne den festen Organisationen nahe zu stehen, und bei denen Stütze, Rückhalt, Förderung zu suchen, die die gegebnen Vertreter und Träger einer Sache sind. Soll man aber darum die Organisation für entbehrlich halten, sie preisgeben? Doch das wollen viele von Ihnen ja auch nicht; sie wollen nur für ihre Person sich die Freiheit gewahrt wissen; bedenken aber nicht, daß, wenn das viele thun, die Organisation

geschwächt wird. Sie können doch nicht im Ernst behaupten, daß es ebenso gut um uns bestellt wäre, wenn einmal keine Kirchen mehr gen Himmel zeigten, wenn wir keine Geistlichen, keinen Religionsunterricht und keine Predigt mehr hätten. Nun denn, wenn eine Organisation für das Ganze erforderlich erscheint, so ist es doch in erster Reihe Pflicht der Gebildeten, sie zu kräftigen. Wenn wirklich, wie Sie behaupten, mangelnde Bildung früherer Zeiten das Christentum oft falsch verstehen ließ, so ist es doch nun an Ihnen, die jetzt errungene Bildung zu benutzen, um immer tiefer in den Geist der Religion einzudringen. Wären Sie in dieser Richtung ehrlich und ernstlich thätig gewesen, so würden Sie vielleicht zu der Erkenntnis gelangt sein, daß an dem kirchlichen Christentum manches änderungsbedürftig sei; aber Sie hätten gleichzeitig erkannt, daß dennoch des Gemeinsamen genug bleibe, um mit der Kirche Hand in Hand zu gehen. Statt dessen hat das Gros der Gebildeten einfach den Bruch mit der Kirche vollzogen, und die ablehnende Stellung gegen sie war für viele nur der Deckmantel für die ablehnende Stellung gegenüber der Religion überhaupt.

Doch Sie wälzen die Schuld auf den Geistlichen ab und sagen: wenn es auch gewiß seine Pflicht ist, sich nicht von den wechselnden Zeitströmungen fortreißen zu lassen, sondern den Kern seiner Lehre, den über allem Wechsel erhabnen, festzuhalten, so hätte er doch mehr sich bemühen müssen, die Zweifel, die die moderne Wissenschaft dem Christentum entgegenbrachte, zu beseitigen; er hätte, statt einfach zu betonen: „so steht geschrieben, was kümmert mich euer Menschenwerk!“ mehr sein Augenmerk darauf richten müssen, nachzuweisen, daß trotz des wissenschaftlichen Fortschrittes die Wahrheit seiner Lehre doch bestehen könne; er hätte namentlich zwischen dem ehrlichen und unehrlichen Zweifel unterscheiden und auf jenen liebevoll eingehen müssen. Es muß nun zugegeben werden, daß in dieser Hinsicht viel versehen worden ist. Wenn es an weitern Beweisen mangelte, so würde schon die Thatsache genügen, daß eben die Kluft so groß hat werden können. Viele Tugenden, deren wir Deutsche uns mit Recht rühmen, hätten das nicht zugelassen, wenn nicht auf beiden Seiten gefehlt worden wäre. Aber dennoch bleibt bestehen, daß auf Ihrer Seite die Schuld weit größer war. Wo blieb denn die Nutzanwendung Ihrer Bildung? Es soll doch gerade ein Zeichen von solcher sein, daß wir gegen die, die nach unsrer Meinung in einer guten Sache irren, uns nicht schroff stellen, sondern sie durch versöhnliches Entgegenkommen zu überzeugen suchen. Haben das die gethan, die bald nach dem großen Kriege, an dessen Erfolgen auch die Kirche ihren großen Anteil hat, ausriefen: „Es ist eine Lust zu leben, endlich kann man außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben?“ Ich weiß, Sie persönlich und viele mit Ihnen verurteilen solche frivolen Ausschreitungen, aber an einer scharfen Scheidung, einer formellen Lossagung haben Sie es fehlen lassen, und darum tragen Sie einen Teil der Schuld.

Es wird für die Kreise, die sich jetzt mit besonderm Stolze die Vertreter von Bildung und Besitz nennen, hohe Zeit zur Einkehr und Umkehr, damit sie fähig bleiben, ihren bisherigen Verdiensten neue hinzuzufügen. Sie haben auf mannichfachen Gebieten, als Beamte, Kaufleute, Industrielle, als Künstler, Gelehrte, Techniker Hervorragendes geleistet und den deutschen Namen zu hohen Ehren gebracht, ein jeder auf seine Weise das Werk Bismarcks ergänzend. Gut, wenn sie nun auch bereit und fähig sind, der neuen Zeit offen ins Auge zu schauen und in selbstloser Hingabe an der unabweisbaren sozialen Reformation mitzuarbeiten, wenn sie das vermögen, ohne daß sie sich gleichzeitig wieder frei und ehrlich zum Christentum bekennen und damit zugleich wieder in nähere Beziehung zur Kirche treten, sei es auch bei noch so weitem Spielraum hinsichtlich der einzelnen Bekenntnisfragen, dann will ich mich geschlagen geben und zugestehen: es geht auch ohne die Kirche.

Franz von Bodelschwingh

Thomas Carlyle

Ein Prophet des neunzehnten Jahrhunderts

7. Carlyles Sozialpolitik

Und somit haben uns Carlyles geschichtsphilosophische Sätze allmählich hinübergeführt zu dem Teil seiner Anschauungen, der für uns vielleicht der interessanteste und wichtigste ist. Von hier aus wird nämlich Carlyles Urteil über die Gegenwart, der er angehörte, über ihre Mängel und Aufgaben, seine Stellung in der sozialen Frage durchsichtig und klar.

Wie nämlich England die soziale Entwicklung, die in Deutschland seit den sechziger und siebziger Jahren begonnen hat, bereits ein gutes halbes Jahrhundert früher erlebt hat, wie demgemäß dort die soziale Unzufriedenheit, die Bewegung der aufwärtsringenden Arbeiterklasse, mit einem Worte die soziale Frage, um ebenso viel früher begonnen haben, so sind in Carlyles Schriften der vierziger und fünfziger Jahre auch bereits die Ansätze zu ihrer Lösung gegeben und finden wir hier bereits Gedanken angeschlagen, die wir jetzt zu verstehen, Wege, die wir jetzt zu gehen beginnen. So kommt es, daß gerade die Carlyleschen sozialen Schriften uns oft Satz für Satz, Wort für Wort anmuten, als seien sie gerade heute und für uns geschrieben. Und eben in dieser Verbindung des Idealen und Realen, in der praktischen Anwendung jener großen und mächtigen Weltanschauung auf das größte und mächtigste Problem des modernen Lebens wird Carlyle recht eigentlich der Prophet des neunzehnten Jahrhunderts.

Und auch hier auf diesem Gebiet ist wohl zu beachten, daß Carlyle als Prophet betrachtet sein will und nicht als Nationalökonom und Politiker. Eine wissenschaftlich-nationalökonomische Lösung oder deren Ansätze, praktisch greifbare Vorschläge finden wir bei ihm nicht. Auch die soziale Frage war bei ihm eine Frage des Glaubens und der sittlichen Thatkraft. Er mußte überhaupt erst einmal den Gebildeten seiner Zeit die Ueberzeugung erwecken, daß es eine soziale Frage gäbe, er rüttelte das Gewissen der Nation auf, er schuf eine andre Grundstimmung und weckte den guten Willen, ohne den alle Wissenschaft und Nationalökonomie nichts vermag.

Es war in der That so. Das in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts allmählich aus seinem Traum unerhörter Prosperität erwachende England fand, daß es auf einem mit unmittelbarem Ausbruch drohenden Vulkane stehe. Man hatte allgemein die Empfindung, daß man vor dem Ausbruch eines Sturmes stand. Die beispiellose Ausbeutung des Arbeiterstandes durch die englische Großindustrie hatte allmählich einen Siedegrad des Hasses und eine revolutionäre Stimmung erzeugt, wie sie in diesem Jahrhundert noch nicht wiedergekehrt ist. Es ist hier nicht der Raum, auf die traurige Kehrseite der Entwicklung der englischen Industrie, das Massenelend des Arbeiterstandes und die wilde, leidenschaftliche Stimmung der Arbeiterbevölkerung Englands am Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts näher einzugehen; ich verweise auf die Schilderungen in Carlyles Schriften, auf Marx Kapital und Kingsleys Reden und soziale Romane (Alton Locke, Yeast). Bereits hatte sich in einer Reihenfolge von Arbeiterausständen (1812, 16, 25, 26) die erregte Stimmung Luft gemacht. Eine noch mächtigere Ausdehnung aber nahm dann die Bewegung an, als die liberal-demokratische industrielle Partei in dem Kampf, den sie um das Wahlgesetz gegen die Grundaristokratie führte, auch die Arbeiterbevölkerung durch leere Versprechungen in ihren Dienst zu ziehen verstanden hatte. Die Enttäuschung folgte bald für den Arbeiterstand, aber er hatte nun gemerkt, was für eine politische Macht in seinen Händen lag. So entstand die Partei des Chartismus, die englische Sozialdemokratie, deren Hauptträgerin die 1838 gegründete Workingsmen-association war. Charta bedeutet Verfassung, und die Hauptforderung des Chartismus war Reform der Verfassung, d. h. Einführung eines allgemeinen und direkten Wahlrechts. 1839 erfolgte eine Massenpetition für dieses mit der Unterschrift von 1280000 Namen. Als die Annahme verweigert wurde, loderte der gewaltige Arbeiteraufstand in Birmingham

uf. Es war — ein tragisches Geschick — die Unterdrückung ieses Aufstandes die letzte Waffenthat des alten Lord Wellington. 842 wurde die Massenpetition mit 3300000 Stimmen erneuert. Vergegenwärtigen wir uns noch, daß 1848 in Deutschind und Frankreich die bürgerliche Revolution ausbrach, und aß damals in London ein Massenaufstand drohte, so steht die eit vor uns, in der Carlyle mit seinen sozialpolitischen schriften eingriff.

Sein Gesamturteil über seine Zeit war, daß sie eine Zeit es Unglaubens im hervorragenden Sinn sei. Seit der Reforation befindet sich die europäische Gesellschaft in einem ährenden Zersetzungsprozeß. Hugenottenkriege, schottische Refor-ation, englischer Puritanismus, englische Aufklärung, französcher Materialismus, französische Revolution, englische Arbeiteraufstände und Anarchie sind alles nur einzelne Epochen in iesem Prozeß. Die europäische Gesellschaft streift ihre alten formen, ihre Kleider in jahrhundertlanger Arbeit ab, aller alter Plunder wird allmählich verbrannt, die Heiligtümer stürzen ines nach dem andern oder schrumpfen zu eingetrockneten Numien zusammen, die Autoritäten schwinden, Kirche, Königum, Aristokratie haben den alten Glanz und den Heiligenschein erloren. Ein furchtbarer Prozeß voller Not und Elend, aber ichtsdestoweniger notwendig. Ein Prozeß, der noch immer ndauert und wohl noch eine Weile andauern wird. Denn as Frevelhafteste wäre es, diesen Prozeß hemmen zu wollen, ie alten Formen, deren Inhalt geschwunden ist, um ihrer selbst willen aufrecht zu erhalten, die Heiligtümer zu stützen, wenn er Glaube daraus geschwunden ist, die Autoritäten durch Gewalt zu halten ohne innere Ueberzeugung. Dies Bestreben faßt Carlyle ganz allgemein als Jesuitismus zusammen; so war ihm Ignatius von Loyola das erste Rüstzeug des Satans, des Vaters aller Lüge. — Aber freilich, daran liegt auch das Unglück unsrer Zeiten. Unsre Gesellschaft hat die neuen Formen ihres Lebens noch nicht gefunden, sie ringt darnach, sie zu finden. Und mit den Formen droht der Inhalt, der unter jenen sich barg, verloren zu gehen, mit der Kirche und dem kirchlichen Glauben ist auch Gott und der letzte Grund des Weltalls ein „Vielleicht" geworden; mit den Formen der menschlichen Gesellschaft sind auch die alten tiefen und heiligen Beziehungen zwischen Mensch und Mensch verloren gegangen:

> Wir glauben ruhig, dieses Weltall sei seinem innern Wesen nach ein großes unverständliches Vielleicht. Seinem äußern Wesen nach ist es unverkennbar genug ein großer umfangreicher Viehstall und ein Arbeiterhaus mit einer ungeheuren Küche und langen Speisetafeln. — Alle Wahrheit des Weltalls ist ungewiß; nur der Gewinn und Verlust davon, der Pudding und das Lob davon sind und bleiben dem praktischen Mann sehr sichtbar.

Führerlos und ohne Helden ist die Masse und folgt selbsterwählten Charlatanen und Scheinhelden, Rednern und Parlamentsschwätzern.

Den lebendigsten und mächtigsten Ausdruck gewinnt nun diese allgemeine Lage in der modernen Arbeiterbewegung. Von allen zuerst war es Carlyle, der der Ueberzeugung Ausdruck gab, daß die soziale Frage die Frage unsrer Zeit sei:

> Was bedeutet diese bittere Unzufriedenheit der arbeitenden Klassen? Woher kommt sie und wohin führt sie? Vor allem, um welchen Preis, unter welchen Bedingungen wird sie mutmaßlich sich beschwichtigen lassen? Das sind Fragen. Daß man sagt, der Chartismus sei unsinnig, mordbrennerisch, verbrecherisch, ist keine Antwort. Und wenn man es in allen Tonarten wiederholt, es ist keine Antwort. — Von unermeßlichem Werte wäre es, wenn die obern Klassen der Gesellschaft das richtige Verständnis hätten für das, was die untern Klassen eigentlich wollen, für den Gedanken, der im tiefsten Innern dieser wilden, des Ausdrucks unfähigen Seelen gährt.

Und Carlyle giebt die Antwort. Die Hauptursache jener bittern Unzufriedenheit, der gährenden Stimmung ist nicht in erster Linie die soziale Not. Sie hat ihren tiefern Grund darin, daß alle persönlichen Bande zwischen Mensch und Mensch, der obern und der untern Schicht der Gesellschaft, zwischen Arbeitgebern und -nehmern zerrissen sind:

> Wir haben durch und durch und überall vergessen, daß Barzahlung nicht die einzige Wechselbeziehung menschlicher Wesen ist, und wir sind der festen Ueberzeugung, daß damit alle Verbindlichkeiten der Menschen abgemacht und erledigt sind. Dem hungernden Arbeiter antwortet der reiche Fabrikant: Habe ich Sie nicht ehrlich auf dem Markt gemietet? Bezahlte ich Ihnen nicht bis auf den letzten Heller die bedungne Summe? Was habe ich weiter mit Ihnen zu thun?

Was will demgemäß die arbeitende Klasse? Carlyle giebt die im Zeitalter der Demokratie und des allgemeinen Wahlrechts paradoxe Antwort: das Volk will geleitet werden, es schreit nach wahren Herrschern und Führern. Und wenn es diese nicht erhält, wird es sich seine eignen Führer wählen. Aber wo ist die Kirche jetzt, die die geistige Leitung, wo die Aristokratie, die die wirtschaftliche Leitung der Masse übernehmen könnte? Die ganze gebildete Welt huldigt ja zur Rechten wie zur Linken dem Prinzip des Laisser faire, laisser aller. Die erste Ueberzeugung, die daher durchdringen muß, ist, daß es mit dem Laisser faire zu Ende sei. Das Laisser faire ist die Bankerotterklärung der gebildeten Gesellschaft, ist die Erklärung, daß die zu Führern des Volkes Berufnen nicht mehr führen können, ist Selbstmord. Denn eine führende Klasse, die nicht mehr führen kann, ist der Vernichtung nahe, ist der Anfang vom Ende. Daher muß gebrochen werden mit der Philosophie des Tages, der „Schweinephilosophie," wie Carlyle sie in erbarmungslosem Hasse charakterisirt, die die Beziehung von Mensch zu Mensch auf den Nutzen und den Erfolg gründet, deren Himmel der Gewinn, deren Hölle der Verlust von Pfund Sterlingen ist, — gebrochen werden muß mit der Wissenschaft des Tages, der Nationalökonomie, wenn sie nichts Andres vermag, als mit dem Scheinmittel der Statistik die Not und das Elend des Arbeiterstandes wie ein Naturgesetz zu verewigen. Wenn Malthus der Ansicht ist, daß die Natur einmal nicht für alle Menschen, die erscheinen, den Tisch gedeckt habe, und daher den Arbeitern rät, die Kindererzeugung zu beschränken, so hatten die Spartaner ein einfacheres Mittel, sich der überflüssigen Existenzen zu entledigen. Sie schlugen ihre Heloten einfach tot.

Aber auch der Chartismus versteht sich selbst falsch und ist nur eine Verkehrung der Grundüberzeugung der gebildeten Gesellschaft, wenn er meint, daß es vor allem und in erster Linie gelte, jene Verhältnisse zu ändern, die von der Nationalökonomie als die Ursachen, die mit notwendigem eisernem Zwange die Not der Arbeiterbevölkerung herbeiführten, betrachtet wurden, — daß es daher zunächst darauf ankomme, durch allgemeine Wahlen einen bessern gesetzgebenden Körper zu schaffen. Nicht auf die Aenderung der Verhältnisse, sondern auf die Aenderung der Menschen kommt es in erster Linie an, nicht auf Aenderung der Gesetzgebung, sondern der Gesinnung; nicht Parlamente können helfen, „die vereinte Zungenweisheit der Nation," sondern nur Personen, nicht Parlamentsredner braucht das Volk, sondern wahre Führer.

Und das zweite unbeschränkbare Recht des Volkes ist das ewige unverjährbare Recht auf Arbeit. Der Chartismus versteht sich selbst nicht, wenn er, auch hier der bürgerlichen Gesellschaft auf dem Fuße folgend, das Glück der Masse als sein letztes Ziel verkündet und durch den Traum eines möglichst arbeitslosen Elysiums die Menge fanatisirt. — Arbeit ist das ewige Grundrecht der Menschen; die Arbeit, welche es sei, adelt den Menschen. Wo Carlyle von der Arbeit redet, erhebt seine Sprache sich zum begeisterten Hymnus. Es muß eine Zeit kommen, wo jeder, der arbeiten will, arbeiten kann, wo aber auch jeder, der arbeiten kann und nicht arbeitet, die Existenzberechtigung verliert.

Es gilt aber die Arbeit neu zu organisiren. Das englische Volk hat bis jetzt nur die eine Riesenaufgabe gelöst, es hat der Arbeit des Menschengeschlechts neue Bahnen gewiesen und ihr riesenhafte Dimensionen verliehen:

> Die Kohlenlager von Staffordshire lagen neben Eisenlagern ruhig seit der Erschaffung der Welt. Wasser floß in Lancashire, in Felsen gebettet lag dort auch bituminöses Feuer. Aber Gott sprach: Es werden die eisernen Missionare — und sie waren da. Kohlen und Eisen, so lange gleichgiltige Nachbarn, wurden vermählt, Birmingham und die hundert stygischen Schmieden mit ihren feurigen Kohlen und nie ruhenden Hämmern erhoben sich. Das feuchte Manchester streckte seine Hand nach Carolina und der heißen Zone aus und pflückte dort Baumwolle. Städte und hohe Schornsteine stiegen empor — auch Arbeiterbewegungen und sogenannte Reform-Parlamente.

Carlyle gehört nicht zu den schwachen und sentimentalen Naturen, die sich gegenüber den ehernen Fortschritten moderner Zeit und den mannigfachen Schäden, die sich in ihrem Gefolge erheben, zurücksehnen nach niemals wiederkehrenden vergangnen Zeiten und ihrem scheinbaren Idyll. Kühn blickt sein Auge vorwärts, und er jubelt den großen Offenbarungen Gottes in der modernen Industrie zu, er sah darin auch Schönheit und Poesie:

Hast du einmal mit gesunden Ohren das Erwachen Manchesters am Montag Morgen Schlag halb sechs Uhr gehört? Das Losstürmen seiner tausend Fabriken, wie das Dröhnen der Flut im Atlantischen Ozean; das Summen von zehntausend mal zehntausend Spulen und Spindeln, — es ist vielleicht, wenn du es richtig verstehst, erhaben wie ein Niagarafall und noch erhabner. Baumwollspinnerei ist in ihrem Ergebnis das Bekleiden der Nackenden, in ihren Mitteln der Triumph des Menschen über den Stoff.

Aber mit alledem hat England erst die eine Seite seiner Aufgabe gelöst, es hat eine neue Bahn der menschlichen Arbeit erschlossen, aber es bleibt die weitaus größere Seite derselben: eine Neuorganisation der Arbeit in den neuen gewaltigen Dimensionen. Diese Aufgabe ist noch nicht in einer Gesellschaft gelöst, in der Tausende von Arbeitern brotlos stehen aus Mangel an Arbeit und Ueberproduktion, während noch Tausende von Rücken besser zu bekleiden sind; wo in den Warenmagazinen bei so häufigen Ueberproduktionen die Waren brach liegen, während Tausenden, die sie verwenden könnten, die Kaufkraft fehlt, sie zu kaufen. Und hier blitzt ein neuer kühner Gedanke auf: die Industriellen müssen sich zu Industriehauptleuten entwickeln, zu wahren Führern der ihnen untergebnen Menge; diese anzuführen im Kampf ums Dasein, deren Wohl zu fördern mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kräften, das soll ihr höchstes Ziel, ihre wertvollste Aufgabe sein. — Wie weit mögen wir heutzutage noch von der Verwirklichung dieser Gedanken entfernt sein?!

Das sind in kurzen Umrissen die sozialen Gedanken Carlyles. Viele der hier vorgetragnen Gedanken, die einstmals für Verrücktheiten in der gebildeten Welt galten, laufen heutzutage schon Gefahr, für allzualltäglich angesehen zu werden. Manche, vor denen man auch noch vor zehn Jahren bei uns zurückgeschreckt hätte, beginnen Gemeingut zu werden. Schon möchte man vor Uebertreibung und allzu unbesehener Aneignung einiger Carlyleschen Sätze warnen. Seine Unterschätzung „der Verhältnisse,“ der Gesetzgebung und der gesetzgebenden Körperschaften, der Wissenschaft und der Statistik waren zu ihrer Zeit gewiß vollauf berechtigt und enthalten für alle Zeit eine ewige Wahrheit. Aber man darf sie nicht unbesehen auf unsre Zeit übertragen, es gilt auch hier nicht nachzureden, sondern selbständig weiterzubilden.

Zum Schluß aber trete noch einmal der ganze Carlyle vor unsre Seele, der Prophet des neunzehnten Jahrhunderts. Fürwahr, er steht an einer ganz hervorragenden und bedeutsamen Stelle der geistigen Entwicklung der Nationen. Die Reformation, das von Menschensatzungen freigewordne, der Welt und ihren Aufgaben zugewandte Evangelium, der starre und aufrichtige, heldenhafte und tapfere schottische Puritanismus, das moderne industrielle England der Erfindungen und der Maschine, dem übrigen Europa in seiner äußern Entwicklung um ein halbes Jahrhundert vorauf, der deutsche Idealismus in Philosophie und Dichtkunst — alle segensreichen bauenden und erhaltenden Mächte des großen germanischen Stammes reichen sich in ihm die Hand. Für uns Deutsche aber nimmt er unstreitig die Stelle ein, daß in ihm der deutsche Idealismus auf einem Umweg über das praktisch gerichtete und in der Weltkultur vorausgeeilte stammverwandte Volk der Angelsachsen in modernem Gewande zurückkehrt, hoffentlich mit immer mächtigerem Erfolg in immer breitere Massen wirkend und nicht von kurzer Dauer.

W Bousset

Der schlafende Riese

Aus Shanghai

1

Es war in graudunkler Morgenfrühe. Ich wurde geweckt von einem seltsamen Ton. Langgehalten drang ein rauhes Gellen

durch die Luft zu mir herüber, ein aufstörender, widriger Klang, gar nicht abreißend, so daß ich zuletzt fast nach Atem rang, wie es einem wohl geschieht, wenn man solch langes, langes Tönen aushalten muß, bei dem man unwillkürlich empfindet, daß der eigne Atem nicht mehr hinreichen würde. Der Wintermorgen war sonst noch ganz still draußen. Jetzt plötzlich noch ein zweiter, etwas tieferer Ton, der sich mit dem ersten mischte; dann noch ein dritter. Eine Weile heulte es so in die schlafende Dämmrung hinein, dann schwieg es endlich.

Was war es? Die Dampfpfeifen mehrerer Baumwollspinnereien, die zur frühen Arbeit riefen. Sechs zeigte die Uhr.

Wie sie seltsam über das Land hier dahinhallen, diese Töne! Der Schrei eines Ungeheuers, könnte man denken, das sich früh am Morgen zum Raube aufmacht. Sein Schrei hallt dahin über Kaufhäuser und Villen, über die Hotels und die Hütten, er hallt wieder in den Tempeln der Chinesenstadt dort hinter der hohen Stadtmauer des alten Shanghai, an den noch verschlossenen Thoren dieser Stadtmauer, hinaus in die stromdurchzogne Ebene, über die Gräber der Unzähligen, die dort vor Jahren und Jahrzehnten, vor Monaten oder Tagen ihre letzte Ruhe angetreten haben.

Ob der Schrei sie nicht aufstört? Diese alten Chinesen, die ihr Haupt zum Schlummer niederlegten im festen Vertrauen auf den ewigen Bestand ihres Reiches wie ihrer Grabstätten hier? Denen die „fremden Barbaren“ noch so verächtlich und unbedeutend erschienen, daß sie ihnen ins Angesicht zu spuken geneigt waren, wo sie sie sahen? Und jetzt müssen sie Morgen für Morgen den schrillen Schrei des fremden Raubvogels hören, der sich auf ihrem Boden niedergelassen hat. Vielleicht sehen sie auch, diese Geister. Dann können sie sich die langgestreckten Fabrikgebäude dort betrachten, die hohen Schornsteine, die Dampfwolken und den Feuerglanz. Wie ihnen diese Nachbarschaft ihrer stillen Gräber wohl vorkommt? Und die seltsame Unruhe der Maschinen, und das Zittern der Balken, und das leise Klirren der Fenster, und die eigne Hast der neuen Arbeit, die da erwacht! Ein fremdes, unheimliches Ungeheuer! Der fremde Drache! Er will unser Land!

Die Dampfpfeife gellt durch das Dunkel des Wintermorgens und weckt. Sie weckt Tausende, die schon ihre Sklaven sind. Da eilen sie wieder an ihren Platz, die uns gestern Abend begegneten, als wir die Straße am Fluß hinuntergingen, um Luft zu schöpfen, die schmutzigen gelbhäutigen Arbeiter, sehnig und knochig, mit schlauen aber arbeitsdüsteren Zügen, andre auch lachend und scherzend, und dann die vielen Frauen und Mädchen, oft zu sechsen auf jene einrädrigen Schubkarren, die Wheelbarrows, gepackt, munter plaudernd, — sie alle hatten die Fabriken ausgespieen. Jetzt eilen sie zurück an ihren Platz. Sie folgen dem Rufe der Pfeife, als gehorsame Sklaven. Noch haben diese Sklaven es gut. Sie verdienen reichlich, sie leben besser als vom Ackerbau, ihr gelobtes Land ist die Fabrik. So kärglich ihr Tagesertrag uns scheinen möchte, ihnen bedeutet er Wohlhabenheit. Darum können sie auch lachen und scherzen, darum sehen sie auch munter und zufrieden aus, wenn wir sie einmal bei der Arbeit beobachten. Denn daß sie jetzt Sklaven geworden sind, das fühlen sie noch nicht. Aber doch! Die Maschine hat sie! Die Dampfpfeife hat sie! Sie sind hineingerissen in den großen, grundlosen Strudel des modernen Arbeitsgetriebes. Laß einmal eine Fabrik stille stehen, laß mehrere stille stehen, wohin dann mit diesen Massen? Nun, verhungern werden sie, wie sonst, wenn das Land keinen Ertrag bot. Du irrst. Massen dieser Art verhungern nicht mehr. Der Landbesteller sinkt ergeben nieder auf seiner Scholle, wenn sie ihm nicht mehr bietet, was das Leben bedarf, er hebt die Hände zum Gotte seines Hauses, seines Reiches, und stirbt, verhungert. Diese Art Menschen aber, die hier heranwächst, genährt von der Atmosphäre der Fabrik und der Handelsstadt, sie haben keine Scholle mehr, an der sie betend niedersinken könnten. Ob sie ergeben sterben werden, wenn ihre Quelle versiegt?

Aber das geht uns noch nichts an. Die Fabriken arbeiten

n noch. Vielmehr sie sind im ersten Aufblühen. Sie werden ch mehren. Der Dampfpfeifen werden Hunderte werden. Der Sklaven unzählige.

Was heult der Wind im Grase und Schilfe der Gräber ort, der alten Chinesengräber? Was klagt in der Windesstimme? Die Geister der Beerdigten? Fühlen sie die erdrückende Macht des fremden Ungeheuers sich über dies Land wälzen? Sie seufzen und murren: Unser Land will der remde Drache, unser Land frißt er. —

2

Sei ruhig, alter Schläfer. Blicke etwas weiter, so wirst u deine Genugthuung sehen. Du fürchtest das Gellen der Dampfpfeife? Dir schaudert, daß der schrille Schrei des fremden Raubvogels deine Landsleute wieder zur Sklavenarbeit weckt?

Wohl weckt die Dampfpfeife. Aber sie weckt einen schlafenden Riesen.

Es ist einer der gewaltigsten Gedanken, die den aus der europäischen Zivilisation hierher in den Osten Verschlagnen bewegen kann, was für ein folgenreiches Werden hier anhebt. Der Blick weitet sich so seltsam. Eine neue Geschichte scheint aufzusteigen, so wie einst ein neuer Abschnitt kam, als von den Ländern um das Mittelmeer herum das Tageslicht der Geschichte aufhellend nach dem Norden Europas hinüberging. Ein ganz andres Ringen scheint sich anzubahnen und eine ganz andre Mischung. Denn hier draußen stehen vor dem Europäer Mächte, die er weder so einfach sich assimiliren noch vor sich her austilgen wird. Asien wird kein zweites Amerika werden. Was das Geschick vielmehr diesem ehrwürdigen Erdteile noch aufgespart hat für die kommenden Jahrhunderte, wer mag das jetzt schon übersehen?

Und China wird dabei keine Kleinigkeit bedeuten. Chinas Weg wird zweifellos ein ganz andrer sein als der des kleinen Japan, auf das man doch jetzt schon mit dem Stichwort der „Allianzfähigkeit“ zu blicken beginnt. Ein ganz andrer Weg. Aber wie der Umschwung viel langsamer, viel innerlicher vielleicht sein wird, so wird auch die Wirkung riesenhafter sein. Verfassung, Beamtentum, Tüchtigkeit der Dynastie kann doch auf die Dauer nicht ausschlaggebend sein für die Rolle, die eine Masse von 300 bis 400 Millionen, die bisher abseits vom Völkerverkehr gestanden hat, bei ihrem Eintritt in die Weltarbeit spielen wird. Vielmehr kommt es auf die nationalen und persönlichen Gaben solcher Millionen an. Kleine Völker könnten durch ihre Herrscher und Beamten ruinirt und aus der Geschichte verdrängt werden; bei einem Reiche, das ein zweites Europa darstellt, ist das undenkbar.

Freilich, noch schläft der Riese.

Den chinesisch-japanischen Krieg, solch ein empfindliches Ereignis, hat man vieler Orten im Innern von China kaum beachtet, ja es soll Gegenden geben, wo nicht einmal klare Gerüchte darüber ins Volk gedrungen sind. Das ist doch ein Zeichen von recht gesundem Schlaf.

Und doch muß einmal das große Aufwachen kommen. Auch der Chinese wird sich allmählich die wichtigsten Posten der europäischen Zivilisation erobern. Jeder, der mehr mit Chinesen zu thun hat, muß bemerken, wieviel natürliche Gaben sie für diese Aneignung haben. Die Nachahmungsgabe und das Gedächtnis des Chinesen ist einfach staunenswert. Davon legen die chinesischen Handwerker ja täglich die vollgiltigsten Beweise ab. Ferner hat der Chinese eine große Fähigkeit, geringe Mittel höchst geschickt auszunutzen. Das ist ein Charakterzug schon seiner einheimischen Wirtschaft, der ihm in der Konkurrenz mit fremder Arbeit sehr zu statten kommen wird. Sodann ist die persönliche Anspruchslosigkeit und die Ausdauer des Chinesen ja fast sprichwörtlich. Selbst dem wütendsten Chinesenverächter zwingt dieser unermüdliche Fleiß und diese unglaubliche Bescheidenheit der Bedürfnisse eine gewisse Anerkennung ab. Hiermit hängt eine große Selbstbeherrschung zusammen. Sie ist ein altes, höchst wertvolles Erbstück aus der chinesischen Volkserziehung.

Mit diesen Gaben ist der Chinese vorzüglich ausgerüstet für den friedlichen Krieg der internationalen Arbeitskonkurrenz.

Wenn ich sage, daß der Chinese in diese allmählich eintreten wird mit allen Hilfsmitteln europäischer Kultur, so soll das nicht heißen, daß von den jetzigen Reformmaßregeln der Regierung gerade viel zu erwarten sei. Das mag alles im Sande verlaufen. Aber doch wird der Tag kommen, wo in diese Menschenmasse unter irgend einem alten oder neuen Regimente die Wirkung des modernen europäischen Lebens und Strebens tiefer eindringt, als eine Folge der unaufhaltsamen Expansion, die Handel und Industrie mit elementarer Gewalt vorwärts und in neue Gebiete hineindrängt.

Die Dampfpfeife wird den schlafenden Riesen wecken. Und er wird kein leicht überwindbarer Gegner werden.

Wir leben heutzutage hier in Shanghai unter eigentümlichen Verhältnissen, die dem Einsichtigen lehrreich genug sein können. Hier herrscht seit einiger Zeit arge Wohnungsnot, Bodenteuerung. Die Stadt geht in die Höhe, der Bevölkerungszufluß ist stark. Aber das macht es nicht. Sondern der Grund für die sehr empfindliche Thatsache, daß die Europäer auf dem ihnen überlassenen Terrain, den sogenannten Settlements sich so in die Enge getrieben sehen, liegt vor allem darin, daß die Chinesen ihnen so viel von diesem Terrain im friedlichen Kriege wieder abgenommen haben und noch immer abnehmen. Ganze Straßen, ganze Stadtteile sind in chinesischen Händen, bedeckt von jenen erbärmlichen Hütten, in denen der eiserne Fleiß chinesischer Industrie sein rastloses Werk thut. Europäische Familien wohnen zu hohen Mietpreisen in Hotels und Pensionshäusern, weil keine Wohnungen für sie da sind. Andre müssen ihre Häuser verlassen, weil Chinesen sie von den in Europa lebenden Eigentümern, denen natürlich das Geld der einzige Maßstab ist, gekauft oder für höhere Summen, als der Europäer bezahlen kann, gemietet haben. Das klingt unglaublich, ist aber eine offenkundige Thatsache. Der Druck, den hier schon heutzutage die Chinesen durch ihr Geld auf die Wohnungsverhältnisse und indirekt auf so manche europäische Unternehmung (so z. B. auf unser geplantes Seemannsheim) ausüben, ist wirklich bemerkenswert. Man spricht längst von einer Erweiterung der Ansiedlungskonzessionen der Fremden. Die wäre wohl sehr nötig. Aber das alte Spiel wird sich wiederholen, da die Spekulation des Kaufmanns nie zulassen wird, daß die Chinesen prinzipiell von den Ansiedlungen ausgeschlossen bleiben. Aus ihnen gewinnt man eben sein Geld. Freilich, der Einzelne hat momentan Vorteil von ihnen; aber die Gesamtheit erliegt, weicht ihnen auf die Dauer.

Man frage auch doch einmal hier herum, wie es im Handwerk und Detailhandel steht. Buchbinderei, Tischlerei, Schneiderei, Eisenarbeit und vieles andre, ja selbst Photographie und Instrumentenhandel, wie hat der Chinese bereits überall seine Hand darin! Und wie würden die wenigen großen europäischen Verkaufsgeschäfte bestehen können ohne die Hilfe ihrer chinesischen Arbeiter?

Selbst den Großhandel scheint es allmählich schon zu treffen. Einsichtige Großkaufleute, die lange hier lebten, bemerken wohl den Wandel; man hört sie äußern, daß manche der hiesigen Firmen heutzutage nicht viel mehr darstellen als die Agenten chinesischer Händler. Sie verlieren die Direktive.

Aber der Europäer lächelt überlegen zu alledem und thut mit dem Selbstbewußtsein, das ihm so gut steht, die niederschmetternde Frage: Was könnte denn wohl der Chinese ausrichten ohne uns? Worin vermöchte er selbständig zu arbeiten? Wo ist er produktiv?

Gesetzt, der Chinese würde nie mehr als ein billiger, geschickter Handlanger und Arbeiter, selbst dann würde er mit der Zeit unheimliche Krisen herbeiführen. Er würde allmählich durch seine Riesenmasse die europäische und amerikanische Arbeiterschaft verdrängen, niederdrücken. Und zu was für einer Explosion in der Kulturmaschine des Westens könnte das Anlaß geben! Aber Niemand kann behaupten, der Chinese werde nie mehr als ein Handlanger. Das Bild kann sich in absehbarer Zeit sehr ändern. Es ist noch gar nicht zu sagen, wie wunderbar die Befruchtung dieses in mancher Beziehung ja ausgelebten Kulturwesens durch westliche Keime ausfallen wird. Denn trotz der verfallenen Kultur steckt in dem Volke, in dem

Menschen von China eine originelle Kraft, etwas Unverbrauchtes.

Ihr zuckt die Achseln. Mag sein, sagt ihr. Aber was soll man dabei machen? Kommt es einmal so, daß hierher ein Stück von Europas Erbschaft fällt, dann ist das eben der unaufhaltsame Gang der Ereignisse, über den kein Klügeln uns hinweghilft. Solche Umwälzungen sind eben elementarer Art. Elementarer Art! Ganz recht. Ja, wer lenkte je den Lauf der Lawine, die wir Geschichte nennen, auch wenn er sie rollen sah und stürzen auf die Hütten im Thal und die spielenden Kinder! Der heulende Pfiff der Dampfpfeife wird wieder ein Flöckchen lösen, und dann wird es rollen, rollen, rollen. Der stolze Europäer, er kommt herüber in diese Ferne und meint sie zu besiegen, auszubeuten, unter den Fuß zu treten, und ahnt nicht, was er einzuleiten bestimmt ist, was er über kommende Jahrhunderte, über seine Nachkommen herbeiführen soll.

3

Ereignisse elementarer Art!

Wenden können wir sie nicht. Aber können wir nicht doch etwas thun? In sie eingreifen? Sollen wir nicht etwas thun auch für diese elementare Umgestaltung, solange es noch Zeit ist?

Längst sind die Dampfpfeifen verstummt, und wie lange noch zieht mein Träumen ihnen nach! Schon kommt das Morgenlicht. Da dringt mit ihm auf einmal ein andrer Ton zu mir herüber.

Das sind die Glocken der kleinen Kirche hier in der Nachbarstraße. Alte, gute Bekannte; jeden Morgen begleiten sie mein Erwachen. Klingt es nicht, wie einst in der Heimat? Nein, es ist, als hätten sie hier noch etwas Andres zu sagen. So besonders klingen sie nach jenem Gellen der Fabriken.

Das ist ein Ton, bei dem die Geister der Toten im Gefilde unruhiger werden mögen, als bei dem Schrei des dampfenden Ungeheuers. Hier ist auch etwas, das den schlafenden Riesen wecken soll, tief im Herzen wecken! Hier ist auch eine elementare Gewalt. Und bangt uns vor jener, die vorhin vor uns aufstieg, hier haben wir den Zauber, sie zu lenken und zu beherrschen. Diese elementare Gewalt hat einst wie eine Flutwelle die alte Welt überströmt und aus ihrer Benetzung ein gesegnetes Leben hervorgehen lassen. Das ist lange her. Mittlerweile, meint die Menge, ist die einst elementare Kraft alt geworden, erstorben. Aber nur die Menge, die so meint, ist alt geworden, recht greisenhaft. Doch nicht die Macht, die aus den Glockentönen der christlichen Kirchen hier in Ostasien redet. Die hat soeben mit rüstiger Kraft den Wanderstab ergriffen und den Fuß auf neue Gebiete gesetzt, das Antlitz voll Freude der Zukunft entgegen gewandt, da neue Millionen ihre Beute sein werden.

Kühl steht der Geldmensch daneben, die Hände in den Hosentaschen. Aber ob sein Urteil das letzte sein wird? Was wird es wohl sein, das aus all dem Wirken und Schaffen dieses und des nächsten Jahrhunderts hier draußen im Osten glänzend hineinscheinen wird in das kommende Jahrtausend? Die hier gefüllten Geldsäcke? Zwei Linien werden es sein, in die das Werden dieses Zeitalters hier draußen sich für die zurückgewandte Perspektive jener Geschlechter zusammendrängen wird, zwei Linien, die die Wirkung der elementaren Kräfte unsrer Jahre kennzeichnen. Die eine ist die Linie, die den Gang der unwiderstehlich sich ausbreitenden europäischen Kultur darstellt und alle die Gefahren, die damit der in neue Ordnungen getriebnen menschlichen Gesellschaft erwachsen; die andre die Linie, die den Gang des einen neuen Flug beginnenden Christentums darstellt und all die Kraft, die Herrschaft, die damit gegeben sein wird. Wer sich in diese Linie dann eingezeichnet haben wird, den wird die Weltgeschichte nicht vergessen. Achten wir darauf beizeiten, wir, denen diese Arbeit heute zufällt!

H H

Aus dem Leben einer Verborgenen

1. Einleitung

Im Jahre 1858 wurde die christliche Welt mit eine überaus lieblichen Dichtergabe einer unbekannten und un genannten Verfasserin überrascht. Es waren die Liede einer Verborgenen, herausgegeben von dem bekannte Dichter Albert Knapp, dem „Vater des modernen Kirchenliedes. Schon daß dieser Mann dem neuen Ankömmling zu Gevatte stand, mußte die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregen. Abe das Interesse wurde gesteigert, wenn man das Bändchen selb in die Hand nahm. Was man da las, war nichts Gemacht und nichts Gewöhnliches. Eine fein empfindende warme Frauen seele von inniger und doch thatkräftiger Frömmigkeit spra und spricht noch aus diesen Liedern, die zugleich eine erstaun liche Formengewandtheit und Reinheit des Ausdrucks verrate Begierig griff man zu; im Jahre 1863 erlebten die Gedich eine zweite Auflage, wobei auf vielfaches Drängen die Dichteri aus ihrer Verborgenheit hervortreten mußte; das Jahr 186 brachte eine zweite Sammlung von Gedichten, der ersten durc aus ebenbürtig. Heute dürfte ihr Name keinem Kenner d religiösen Dichtkunst unsrer Tage mehr verborgen sein. Ab auch unter der großen Gemeinde der „Stillen im Lande“ die seits und jenseits des Meeres hat die „Verborgene“ sch längst ihre Verehrer gefunden; sind doch manche ihrer Dic tungen in das Gesangbuch der Gemeinde aufgenommen worde selbst drüben im fernen Amerika, und haben Tausende v Seelen erquickt, erbaut, gestärkt und getröstet.

Und doch war diese „Verborgene,“ Meta Heußer Schweizer, bei dem erstmaligen Erscheinen ihrer Gedichte der Oeffentlichkeit, das ihr erst nach jahrelangen Unterhan lungen hatte abgerungen werden können, bereits eine Greisi die bislang nur Wenigen bekannt gewesen war durch ih Beiträge an Knapps Christoterpe. Knapp selbst führte mit folgenden Worten beim größern Publikum ein:

Mein Herz freuet sich, diese Segenslieder einer teuern lan jährigen Freundin, die ihren Namen in kindlicher Demut und Einf vor der Oeffentlichkeit nicht genannt wissen will, hier der Gemein des Herrn als ein köstliches Gemeingut zu übergeben. Denn die lie Sängerin, eine bald einundsechzigjährige Frau und Familienmutte äußerlich durch allerlei Kreuz, innerlich aber durch das gütige W Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt zu einer Verkündigerin d Liebe Christi großgezogen, versteht den geistlichen Flötenton, wie d Posaunenfall des Glaubens im Kreise der Kinder Gottes seelenvoll a zustimmen.

Wenn wir in Folgendem versuchen, ein schlichtes Leben bild der „Verborgenen“ und eine Würdigung von ihr a Dichterin zu bieten, so geschieht es einmal aus dem Grund weil bisher von ihrem Leben der christlichen Welt auß wenigen Eingeweihten so gut wie nichts bekannt worden i sodann aber mit dem Wunsche, solche, die für echte geistlic Dichtung noch Sinn haben, auf ihre Lieder aufmerksam machen und an dem schlichten Lebensgang ihrer Verfasserin zeigen, wie auch in kleinen Verhältnissen Großes und Größt möglich ist; ein Gedanke, dem die „Verborgene“ selbst mit d Worten Ausdruck verlieh:

Daß in dem einfachsten Winkel der Erde all die gleichen Mäc ihren Einfluß üben, die in dem großen Leben der Welt sich bekämpfe wie ja auch der eine Retter und Helfer, der sich des großen Ganz annimmt, der einzelnen Seele die erlösende Hand reicht.

2. Kindheit und Jugendeindrücke

Meta Schweizer wurde den 6. April 1797 geboren a das fünfte Kind des Pfarrpaares Diethelm Schweizer v Zürich und Anna Geßner. Ihr Geburtsort war die Kirc gemeinde Hirzel, oberhalb Horgen am Zürichsee, an jener Stra gelegen, die vor Einführung der Eisenbahn hauptsächlich d Verkehr zwischen Zürich und Zug vermittelte. Aus lauter ei zelnen Höfen und Häusern bestehend, liegt die Gemeinde liebl zerstreut am Bergeshang, in prachtvoller Lage und mit en zückender Aussicht auf den Züricherse und seine Umgebunge aber auch auf die erhabne Alpenwelt eines Tödi und andr Berge. Ihr Geburtsort blieb auch Metas Wohnort bis ihrem Tode; sie hat ihn nie verlassen.

Ihren Namen Margaretha, abgekürzt Meta hat die Dichterin n ihrer Großmutter väterlicher Seite erhalten. Diese, Anna argaretha Schulz, war eine Hamburgerin, und noch später hmte Meta, daß ihr Großvater eine „Perle“ (Margaretha) be in sein Haus aufnehmen dürfen. Der Einfluß der Großutter auf die Enkelin muß ein großer gewesen sein: Metas nzes Wesen war durch und durch deutsch; und obwohl sie ne glühende Patriotin und Schweizerin war, machte sie aus eser Gesinnung niemals ein Hehl. Mit Begeisterung war schon in ihren Jugendjahren dem Gang der Befreiungskriege eutschlands gefolgt; für Arndt, Schenkendorf, Rückert, namentch aber für Körner schwärmte sie zeitlebens und lernte manche rer Dichtungen auswendig. Und noch als hochbetagte Greisin griff sie während des letzten französischen Krieges vom Jahre 870/71 auf das lebhafteste die Partei der deutschen Sache, bwohl sie hierin in ihrer Umgebung fast allein stand.

Von ihrem Vater ist nicht viel mehr bekannt, als daß er in iner Zeit, wo das Evangelium teuer war im Lande, festhielt am Glauben an das Wort Gottes und im Anhangen an das ersönliche Wort.“ In den politischen Wirren des eignen Vaterlandes hat er sich außerdem oft unter Lebensgefahr als Anhänger der alten Ordnung aufs mutigste bezeugt. Durch hre Eltern wurde Meta auch frühe mit der trefflichen St. Galler Kaufmannsfrau Anna Schlatter bekannt, von der Ritschl in einer Geschichte des Pietismus ein zwar eingehendes, doch nicht immer treffendes Bild gezeichnet hat. Mit ihren Töchtern verband sie später eine innige Freundschaft, der wir manchen interessanten Briefwechsel verdanken. Ihre Mutter, mit dem Lavaterschen Hause verwandt, eine Schwester des nachmaligen Antistes Geßner von Zürich, war eine tiefe Natur, die in der Weisheit des stillen Geistes und in zarter eher sich verbergender Liebe ihren Mann und ihre Töchter beeinflußte. Jedenfalls hat sie es verstanden, sich zur Vertrauten ihrer Kinder, namentlich Metas, zu machen. War doch Meta mit ihr so innig verwachsen, daß sie ihr die Worte widmete:

Wie mit Monikas Seele die Seele Augustins eins war,
Also ist ewig mit dir eins mein erlöseter Geist.

Ihre Jugendzeit schildert Meta selbst in einem bisher ungedruckten Gedichte mit folgenden Worten:

Ein Kind der alten schlichten Sitte,
Erwuchs ich auf verborgner Flur;
In eines Pfarrhofs stiller Mitte,
Genährt von Bibel und Natur.
Mich lehrten Dichter nicht noch Weise,
Die Sängerfürsten kannt ich kaum;
Es war in meinem engen Kreise
Für Arbeit und Gebet nur Raum!

In der That: Bibel und Natur, das blieben die beiden Pole, zwischen denen sich zeitlebens ihre Dichtung bewegte, wie ihr ganzes Leben sich zwischen Arbeit und Gebet hinzog. Es wird uns von ihr bezeugt:

Nie war wohl eine Züricherin so über alle nahen und fernen Höhen des Schweizerlandes orientirt, wie sie; nie hat auch eine Schweizerin mit solch warmer Liebe die geistigen und sinnbildlichen Beziehungen der hehren Alpennatur von ihren Bergriesen an bis zu ihren kleinsten Blümchen herab auf das Menschenherz und Menschenleben aufzufassen und zu deuten verstanden.

Die Freundschaft wurde in einem umfassenden Briefwechsel gepflegt, der bis in ihre letzten Lebensjahre dauerte, und dem wir manche interessante Nachrichten über Zeit, Personen und Verhältnisse verdanken. Spiegelt sich doch in diesen Briefen die ganze Geschichte zweier Menschenalter wieder. Die Hungersnot von 1817, das Drama zu Wildenspuch, Bengels Prophezeiung, der Straußhandel, in den sie selbst mit theologischen Arbeiten eingriff, der Sonderbund und Neuenburgerhandel, das Jahr 1866 wie 1870/71. Oft genug zeigen ihre Aeußerungen einen überraschend männlichen und energischen Geist, so z. B. wenn die protestantische Pfarrerstochter im Schweizer Sonderbundsfeldzug, obgleich sie einen Sohn im Felde hat, die Partei der katholischen Glaubensbrüder ergreift, über die damals ein seichter Liberalismus einen wohlfeilen Spott ergoß.

Paul Sutermeister

Verschiedenes

(Soziale Bilder aus dem Kriegsjahr 1870/71) Von J. B. F. Karlsruhe, J. J. Reiff. 50 Pfge.

Als unsre Heere fern in Frankreich siegreiche Schlachten schlugen und unvergänglichen Ruhm ihren Fahnen erwarben, wurde gleichzeitig in der Heimat ein andrer stillerer Krieg geführt, der Kampf gegen das Elend, das über Hunderttausende ihrer Ernährer und Stützen zeitweilig beraubter Familien hereingebrochen war. Und dieser Kampf, den vorzugsweise unsre Frauen führten, hat nicht weniger Opfermut und Pflichttreue erheischt und zur Erscheinung gebracht als der andre. Von diesem Schlachtfeld berichtet in schlichter, anspruchsloser und anziehender Form die hier angezeigte kleine Schrift, deren Verfasserin wie wir erfahren die Witwe eines hochangesehenen deutschen Gelehrten ist. Die Darstellung trägt in doppeltem Sinn das Gepräge voller Wahrheit an sich; sie berichtet unzweifelhaft nur Selbsterlebtes, und es ist der Verfasserin gegeben — was den Gebildeten nicht immer gelingt —, die Leute aus dem Volke so zu begreifen und zu schildern, wie sie wirklich sind. Die tapfere Arbeiterfrau, die von ihrem leichtsinnigen Manne verlassen ihre Kinder unerschrocken und in festem Gottvertrauen durchbringt, die andre, die es als ganz in der Ordnung ansieht, daß der Mann die Hälfte der Einkünfte in Bier und Tabak verthut, weil „er ja das Geld verdient,“ der „pietistische Maurermeister,“ der in aller Stille in die Kammer einer armen katholischen Familie Betten bringt und dann die Leute ermahnt, in ihren Gottesdienst zu gehen, sie aber auch in seine Gebetsstunde mitnimmt, — sie sind aus dem Leben gegriffne Typen süddeutschen Volkslebens in seinen Licht- und Schattenseiten. — Hätte die Verfasserin ihre Erinnerungen schon vor einem Vierteljahrhundert niedergeschrieben, so würden wohl nicht „soziale Bilder“ sondern etwa „Eindrücke aus der Armenpflege“ daraus geworden sein. Man betrachtete damals noch das Elend der Armen meist nur vom Standpunkt der seine Einzelerscheinungen bekämpfenden Wohlthätigkeit; der Fortschritt, der seitdem gemacht ist, liegt unzweifelhaft darin, daß wir heute — und die Verfasserin mit uns — die wirtschaftlichen und sozialen Zustände, aus dem dies Elend erwächst, zu erkennen und zu bessern versuchen: das Zeitalter der sozialen Bestrebungen ist angebrochen. So ist denn auch und das ist eine weitere Empfehlung des ansprechenden Büchleins sein Reinertrag für die Notleidenden der Konfektionsbranche bestimmt.

F v O

(Das Dorf Kleinbottwar) in alter und neuer Zeit. Eine schwäbische Ortschronik von Heinrich Meißner, Pfarrer. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1896. 2 Mk.

Ist es nicht eine Keckheit von mir, den Lesern der Christlichen Welt die Geschichte eines unbekannten schwäbischen Dörfchens anzubieten? Gemach. Sind denn nur Berlin und Leipzig, Köln und Weimar interessant? Im Kleinen liegt oft Großes. Willst du das Wehen und Sausen der Geschichte, den Sturm der Weltgeschichte und das stille Wachsen der Kulturgeschichte hören und dein lauschendes Ohr an den Boden der Entwicklung dieser Menschenwelt legen, so tritt nicht nur an die zugigen Ecken der Geschichte, die großen Städte, die weitberühmten Orte, die weltbekannten Männer, sondern lehne dich einmal an die Gartenmauer des Dörfchens deiner Heimat, verbirg dich einmal unter dem Apfelbaum des Kirchhofs, sodaß du nicht gesehen wirst und nur eben die Landstraße überschauen kannst, und dann spanne einmal mit angehaltenem Atem auf die Stimmen derer, die im Laufe der Jahrhunderte daherkommen. Eine Welt wird vor dir aufsteigen, Völker und Führer, Schwerterklang und Geisteskämpfe, Sitten und Anschauungen, Sünden und Sorgen, Hilfen und Wunder Gottes. Es wird lebendig, reich und groß um dich werden, und wenn du deine Augen aufhebst, sind es nur die Gartenmauer, der Apfelbaum und ein paar alte Papiere gewesen. Kennst du deine Heimat? Interessirst du dich für das Stückchen Muttererde, dem du entsprossen bist? Nichts thut uns in einer Zeit der summenden Maschinen, des allgemeinen Rennens und Jagens, des raschesten Tempos menschlicher Lebensführung, das die Welt kennt, der Konkurrenz und der sozialen Frage so not und so wohl als das Gefühl der Heimatlichkeit. Wollte Gott, alle deutschen Brüder kennten den Frieden und die Kraft, die Freude und die Sicherheit einer wirklichen Heimat! Wer sie hat, der soll sie kennen, studiren und lieben. Als Beispiel dafür, was in der stillen Heimat eines Dorfes für Gehalt und Wert verborgen liegt, als Anregung, die uns immer wieder Bedürfnis ist, unsre Heimat, wo sie auch immer sei, zu durchdringen, sei die obige schwäbische Ortschronik herzlich empfohlen. Kein Lesebuch, aber für den, der Augen hat zu sehen, ein lehrreiches Bilderbuch der Kulturgeschichte im Rahmen eines kleinen Oertchens. Pfarrern, Nationalökonomen und Volksforschern zum mindesten erwünscht, aber uns allen heilsam.

v B

(Die illustrirte Ausgabe der Fröschweiler Chronik) liegt mit der vierzehnten Lieferung abgeschlossen vor. Der Gesamtpreis von 7 Mk., gebunden 10 Mk., ist gering für das prächtige Werk. Es ist uns und vielen Freunden der Fröschweiler Chronik mit dieser schön gelungnen Bildausgabe ein alter Wunsch erfüllt worden. Dem Künstler (Ernst Zimmer) und der Verlagshandlung (C. H. Beck in München) gebührt warmer Dank dafür. — Das Buch eignet sich sehr zum Konfirmationsgeschenk, wo man nicht rein Erbauliches vorzieht. In diesem Falle sei für feiner empfindende und nachdenkende Kinder erinnert an Alexander Vinet, Gedanken und Betrachtungen aus seinen Schriften. Heilbronn, Eugen Salzer. 211 S. 2,20 und 3 Mk.

R

(Eine Berichtigung) geht uns durch Herrn Missionsinspektor D. Zahn in Sachen des Nr. 11 kurz charakterisirten antisozialen Aufrufs zu. Er wünscht festzustellen:

1. Der Unterzeichner sind hundertundachzehn, nicht achtzig. 2. D. Rade schreibt: „Als soziale Partei existiren sie [die Evangelisch-Sozialen] nicht.“ Das könnte so verstanden werden, als ob wir das behauptet hätten. Das ist nicht geschehen, hätte auch für uns keine Bedeutung. 3. D. Rade schreibt: „Die im Aufruf vertretene Geschichtsauffassung, daß die ganze christlich-soziale Bewegung nur durch das Beispiel der römischen Kirche hervorgerufen wurde, ist falsch.“ Unsre Erklärung sagt: „Ein Antrieb . . . ist das Beispiel der römischen Kirche gewesen.“ 4. D. Rade schreibt: „Geradezu befremdend ist, daß der Aufruf so thut, als wäre die Vermischung des Evangeliums mit Politik erst durch die Christlich-Sozialen in die Reformationskirchen eingedrungen.“ Im Aufruf heißt es aber ausdrücklich: „Es hat der Sache des Christentums in unserm Vaterlande sehr geschadet, daß es oft in den Dienst einer politischen Partei gestellt worden ist. Es wird ihr noch viel mehr schaden, wenn sich die Vertreter des Evangeliums mit einer sozialen Partei verbinden, welche das auch sei. Denn die gesellschaftliche Ordnung berührt alle, während Tausende sich um die Politik kaum kümmern.“

Ich bemerke: Dem ersten Irrtum hat selbstverständlich kein Dolus zu Grunde gelegen; ich schätze solche Erklärungen nicht nach der Zahl der Unterschriften, sondern nach ihrem Inhalt. Ad 2 irrt Herr D. Zahn. Gleich in Absatz 2 wird Evangelisch-sozial als „Parteibezeichnung“ aufgeführt. Ad 3 streiche ich hiermit das Wörtchen „nur“; der Seitenblick auf die römische Kirche spielt aber nach meiner ganzen Kenntnis der Entwicklung in der That nicht die Rolle im „christlichen Sozialismus,“ wie die Erklärung meint. Die vierte Berichtigung erkenne ich durchaus an, finde nur, daß die Losung „Christlich-Konservativ“ die Essenz des Evangeliums, das Interesse des schlichten Christen und die soziale Lage genau so berührt, wie die Losung „Christlich-Sozial.“ Ueberhaupt, so sehr ich die Ungenauigkeiten, die ich mir zu Schulden kommen ließ, bedaure, habe ich doch bei erneutem Durchlesen der Erklärung mein Gesamturteil nicht ändern können: es ist aus dem Schriftstück für die Probleme, um die es sich handelt, so gar nichts zu lernen, vielmehr wird einfach beschlossen, daß sie nicht existiren. Und das geht wirklich nicht an. R

(Was ist ein Gentleman?) Die deutsche Sprache hat für den Begriff Gentleman kein entsprechendes Wort. Wir haben daher das Fremdwort übernommen, aber ohne die Intensität, die es im englischen Sprachgebiet hat. Ein Gentleman zu sein, oder doch als solcher zu gelten, ist schlechthin das Ideal jedes Engländers, seit er Hosen anhat, und solange er noch eine Spur von Selbstachtung besitzt. In London zankten sich einmal zwei Vagabunden auf der Straße; als sie auseinandergingen, rief der eine seinem Kollegen als letzten Trumpf zu: You are no gentleman! — ein Beweis dafür, daß der Ehrgeiz, ein Gentleman zu sein, nicht auf eine bestimmte Klasse der Gesellschaft beschränkt ist.

Der Gentleman hat sein Sittengesetz und sein Zeremonialgesetz; daß das letztere mit besondrer Sorgfalt ausgearbeitet ist, ist nicht verwunderlich. Die innere Gesundheit des in dem Begriff Gentleman liegenden Ideals wird aber immer davon abhängen, welche von den beiden Seiten dieses „ungeschriebnen Gesetzes“ den Hauptton bekommt. Wenn die Parole ausgegeben wird: kein Gentleman dinirt vor 7 Uhr; — oder wenn einem allen Ernstes (wie es dem Schreiber dieser Zeilen begegnet ist) von einem jungen Gentleman erklärt wird, ein Gentleman dürfe keine hölzernen, sondern nur wächserne Streichhölzer bei sich führen, so weiß man wenigstens gleich, mit welcher Spezies des Genus Gentleman man es zu thun hat.

Aber trotz aller Verschrobenheit, die sich einschleichen und ihre seltsamen Blüten treiben mag — es ist doch wahrlich nicht zu verachten, wenn ein Volk ein tüchtiges männliches Ideal hat. Es kommt eben nur darauf an, daß es vor Grünspan behütet wird.

Einen hübschen Beitrag zur Reinerhaltung des Begriffes Gentleman, der gleichzeitig für die freie Beweglichkeit der englischen Predigtweise charakteristisch ist, hat kürzlich ein Glied der höheren englischen Geistlichkeit, der Dean von Ely, in einer Predigt zu Norwich geliefert. Er hat dort eine Definition des Wortes Gentleman gegeben, von der man nur wünschen kann, daß sie recht weit gehört werde. Das Originelle dabei ist, daß er die Worte dazu aus der Bibel genommen hat und zwar — aus dem Kapitel von der Liebe, 1. Korinther am Dreizehnten. Er schlug nämlich seinen Hörern vor, dort (V. 4ff.) für „die Liebe“ einmal „ein Gentleman“ einzusetzen. Dann lauten die Verse so:

Ein Gentleman ist langmütig und gütig, ein Gentleman ist nicht neidisch, er prahlt nicht, er blähet sich nicht, er verletzt die gute Sitte nicht, er sucht nicht seinen Vorteil, er läßt sich nicht reizen, er trägt nichts Böses nach, er freut sich nicht über dem Unrecht (wenn er Schlechtes über Andre hört), er freut sich vielmehr über die Wahrheit (über alles Gute, das von Andern erzählt wird), er decket alles zu, er glaubet alles (daß in jedem etwas Gutes steckt), er hoffet alles, er duldet alles. Ein Gentleman läßt nie im Stich —

Das ist der „christliche Gentleman“, und der braucht keinen verschnörkelten Ritualkodex, hat auch keinen „insularen Charakter,“ sondern gehört — Gott sei Dank! — zur großen christlichen Internationale.

P J

(Quittung) folgt in nächster Nummer.

Zur Beachtung

Diese Nummer ist als Probenummer in stärkerer Auflage gedruckt; wir empfehlen sie zur Werbung neuer Freunde angelegentlichst. Die Verlagshandlung versendet sie an jede Adresse unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Auch sei an die monatlichen Probe-Abonnements erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier aufeinanderfolgende Nummern je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Das erste Quartal wird auf Verlangen für 2 Mark nachgeliefert.

Neben der Christlichen Welt erscheint als selbständiges Blatt die Chronik der Christlichen Welt, ein kirchliches Nachrichtenblatt. Man bestellt sie für 1,50 Mk. auf das Vierteljahr. Postnummer ist 1531. Nr. 14 wird ebenfalls als Probenummer unentgeltlich in beliebiger Anzahl ausgegeben.

Das erste Quartal kann noch für Mk. 1.50 nachbezogen werden.

D V — D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 14 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Cand. theol., mit gut bestandnem 1. Examen, 1 Jahr an Rektoratschule thätig gewesen, sucht für den Sommer Stellung. Offert. werden unter J. D. erbeten an die Exp. d. Bl.

Suche zu Ostern oder später Cand. theol. oder min. als **Hauslehrer** zu 3 Kindern. Meldungen mit Gehaltsford. erbittet Revierförster **Blankenburg**, Forsthaus Rosengarten, Post Klecken b. Harburg a. d. Elbe.

Pianinos, von ℳ 400.— an. **Harmoniums,** von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Konfirmationsgeschenk!
Schillers Frauengestalten
von
Julius Burggraf,
Pastor in Bremen
$31\frac{1}{2}$ Bogen in feinster Ausstattung
Preis geh. 5 M., in Leinen geb. 6 M., in Halbfranz 7 M.
Ein von der Kritik freundlich begrüßtes und als eine hervorragende Bereicherung der Schillerlitteratur anerkanntes Buch! Warm und frisch geschrieben, durchleuchtet von den Idealen des hohen und reinen Dichtergeistes, eignet es sich vorzüglich zum Geschenk am Weihetage der Konfirmation. Da es nicht im Gesichtskreise dieses Alters aufgeht, sondern bei zunehmender Reife dem weiblichen Herzen nach Form und Inhalt immer mehr zu bieten hat, so ist es eine Gabe von bleibendem Werte. Vorrätig in allen Buchhandlungen.
Verlag von
Carl Krabbe in Stuttgart

Tuch u. Buckskin
Ueberzieher-, Cheviot- und **Kammgarnstoffe** in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés,** hochfeine Qualitäten, sowie **Altar-** und **Kanzeltuch,** reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet stück- und meterweise zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.
Theodor Herrmann
in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1531. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 13. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Von der Zentenarfeier; Ueber die Aufbesserung der Pfarrgehälter; Randglossen zum Synodalentwurf in Sachsen-Altenburg; Aus dem Vorwort der Beiträge zur Förderung christlicher Theologie — Evangelische im Auslande: Aus Ungarn und Siebenbürgen — Verschiedenes: Vermischte Nachrichten; Vorlesungen auf den evangelisch-theologischen Fakultäten in Deutschland, in der deutschen Schweiz und in Oesterreich im Sommersemester 1897

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig